1,60 DM / Band 187
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mannequins mit Mörderaugen

Belgien F 30 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Mannequins mit Mörderaugen

John Sinclair Nr. 187

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 02.02.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mannequins mit Mörderaugen

»Mrs. Brenda Jones?« fragte die schwarzhaarige junge Frau.

»Ja, die bin ich.« Brenda Jones lächelte. »Was wünschen Sie?«

»Ihren Tod«, erwiderte die Besucherin, öffnete blitzschnell den Mantel, riß die Maschinenpistole hoch und feuerte.

Brenda Jones brach zusammen.

Pamela Scott, auch Lady X genannt, ließ die Waffe wieder verschwinden und lachte. »So«, sagte sie kalt, »die Schau kann beginnen...«

Als die schönsten Mädchen der Welt wurden die vier Girls von ihren Fans bezeichnet.

Das war sicher übertrieben, doch sie sahen wirklich toll aus, und sie waren von der Presse nicht nur hochgejubelt, sondern auch mit dem Flair des Geheimnisvollen versehen worden.

Kaum einer hatte sie bisher in natura gesehen, was natürlich Anlaß zu den gewagtesten Spekulationen gab, und die Managerin der vier Frauen tat ihr übriges dazu bei, das Geheimnis zu wahren.

Man sagte nicht viel, man tat so gut wie nichts. Und gerade so etwas steigerte die Neugierde und die Publicity auf eine nie gekannte Art und Weise.

In den Redaktionen der großen Illustrierten und Klatschblätter rauften sich die Chefredakteure die Haare. Konferenzen wurden einberufen, man knobelte, suchte, dachte nach, schlug vor, verwarf die Vorschläge wieder, und alles nur, um für die entsprechenden Reporter den Weg zu einem Exklusiv-Interview zu finden.

Dreh- und Angelpunkt war Brenda Jones. Diese Frau, die nur Hüte mit Schleiern trug, um das Gesicht zu bedecken, mußte dazu überredet werden, die vier Mädchen zu einem Interview zu bewegen. Und zwar vor ihrem großen Auftritt.

Der Auftritt, das war eine lange geplante und sorgfältig vorbereitete Sache. Denn ein großer Modezar hatte die Mädchen als Mannequins verpflichtet, damit sie seine Kollektionen perfekt an den Mann beziehungsweise den Käufer brachten.

In Paris wurde Mode gemacht, und irgendwo in dieser Stadt trieben sich auch die vier Mädchen herum.

Auch die Franzosen hatten ihre Starreporter. Besonders Jacques Deverell zählte zur absoluten Spitze. Er arbeitete frei, und wenn nichts mehr lief, dann holte man ihn.

Er hatte die Fotos von Prominenten geschossen, hatte Prinzessinnen heimlich und ›oben ohne‹ geknipst, was ihm manchmal ein fürstliches Honorar gebracht hatte. Aus diesem Grunde konnte sich Jacques Deverell auch die elegante Stadtwohnung mitten im Zentrum von Paris leisten, wo die Mieten horrende Höhen erreicht hatten.

Deverell war schlau. Er hatte sich an dem gesamten Rummel nicht beteiligt, sondern sich völlig zurückgehalten. Wenn die Verleger oder deren Chefredakteure etwas von ihm wollten, dann würden sie anrufen. Und der Anruf kam.

Sogar von einer renommierten großen Zeitung, keinem Skandalblatt, aber er kam ungünstig, denn Deverell, ein großer Frauenheld, war gerade dabei, sich mit zwei Gespielinnen zu amüsieren, und deshalb nicht erpicht darauf, irgendwelche beruflichen Aufgaben zu übernehmen. Aus diesem Grunde gab er dem Verleger erst einmal einen Korb und wandte sich wieder den beiden Betthäschen zu, die er

in Montmartre aufgegabelt hatte, wo sie versuchten, den alten Kram ihrer Großmütter als Antiquitäten zu verkaufen.

Drei Stunden später, als der Pernod trübe im Glas schwamm und Deverell entspannt war, meldete sich wieder das Telefon.

Derselbe Verleger war an der Strippe.

»Mon ami!« rief Jacques fast enthusiastisch. »Was gibt es denn? Wo brennt es?«

Der Verleger, ein schon älterer Mann mit Bauch und Glatze, hatte eine heiße Redaktionskonferenz hinter sich und war dementsprechend aufgeputscht. »Was es gibt?« rief er. »Das wissen Sie doch genau!«

»Ich kann nur raten. Soll ich Caroline von Monaco entführen?«

»Mann, hören Sie auf mit Ihren Scherzen!«

»Ich meine, die fehlt mir noch in meiner Sammlung. Sie bekämen auch eine Exklusiv-Story.«

»Es geht nicht um eine, sondern um vier.«

»Oh, Sie trauen mir aber viel zu. Mit zweien nehme ich es ja noch auf«, sagte Deverell und warf seinen beiden Betthäschen eine Kußhand zu, »aber gleich vier, das ist ein wenig viel, finden Sie nicht auch, Chef?«

»Sie sollen ja nicht mit ihnen ins Bett gehen.«

Deverell strich über seinen Oberlippenbart, den er jeden Morgen stutzte. »Schade, was soll ich dann sonst mit vier Frauen? Sie nur interviewen?«

»Zum Beispiel.«

»Und was sollte mich daran reizen?«

»Die Aufgabe. Denn bisher hat es noch keiner geschafft, die vier zum Reden zu bringen.«

»Sie meinen sicherlich die Mannequins, hinter denen Gott und die Welt her ist.«

»Ja, die meine ich.«

»Das ist natürlich nicht einfach.«

Der Verleger lachte. »Was glauben Sie, wie viele mir das schon gesagt haben. Aber ich habe nur erwidert, wenn es einer schafft, dann Jacques Deverell. Compris?«

»Nur nicht soviel Blumen, Chef, die verwelken mir zu schnell.«

»Nehmen Sie den Job an?«

»Ich weiß noch nicht so recht.«

»Das wäre doch die Chance. Diese vier fehlen Ihnen in Ihrer Sammlung, Jacques.«

Deverell überlegte. Die Aufgabe würde ihn schon reizen. Vor allen Dingen konnte er den Kollegen zeigen, wo es langging, denn die hatten sich verzweifelt bemüht und nichts erreicht. Natürlich war er interessiert, aber er unternahm nie von sich aus den Anlauf, die Initiative mußte von den anderen ausgehen.

»Haben Sie sich entschieden?«
»Was will der Figaro denn mit so einer Geschichte, Chef? Ihr seid doch seriös.«
»Es geht um Leser und damit um Käufer. Frankreich hat einen neuen Präsidenten, der einen anderen Kurs fährt. Auch wir müssen uns ein wenig umstellen, und diese Geschichte käme uns gerade recht. Ihnen doch sicherlich auch, Jacques?«
»Was springt denn für mich dabei heraus?«
»Wieviel wollen Sie?«
»Hunderttausend.«
»Abgemacht.«
»Aber Dollar, Chef.«
Das war ein Hammer. Jacques wußte es, grinste und wartete ab.
Er zündete sich eine Schwarze an, denn es dauerte seine Zeit, bis sich der Verleger gefangen hatte. Ein paarmal schnappte er nach Luft und produzierte dabei seltsame Töne in der Leitung. »Sind Sie noch dran, Chef?«
»Ja, zum Henker.«
»Was sagen Sie zu meinem Vorschlag?«
»Nein!«
»Pech für Sie, Chef. Dann müssen Sie sich einen anderen Reporter suchen.«
»Das werde ich auch, verdammt!«
Deverell grinste. »Wirklich?«
»Mann, Sie machen mich rasend, wirklich.«
»Hunderttausend sind doch für Sie ein Pappenstiel. Und wenn Sie an die Leser denken, dann…«
»Die Hälfte.«
»Dafür hebe ich nicht einmal eine Arschbacke in die Höhe«, erwiderte Deverell so schnodderig, wie es seine Art war. Er grinste den beiden Schönen zu, die auf seinem großen Bett hockten und nur mit Modeschmuckketten bekleidet waren.
»Sechzigtausend, Jacques!«
»Ihr letztes Wort?«
»Ja.«
»Und meins ist Fünfundsiebzig. Sie können ja noch einmal anrufen, Chef, wenn Sie es sich überlegt haben.« Damit legte Jacques Deverell auf. Er löschte die Zigarette im Ascher und reckte sich, wobei sein seidener Hausmantel auseinanderklaffte.
»Wieder zu neuen Taten bereit?« erkundigten sich die beiden Mädchen, und ihre Augen strahlten.
»Möglich.«
»Aber diesmal wird es…«
Da klingelte das Telefon wieder. Jacques grinste. Das hatte er sich

gedacht. Dieser alte Fuchs war nicht abzuschütteln. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch.
»Ihr entschuldigt mich«, sagte Deverell und hob ab.
»Ungern«, lautete die Antwort.
»Sie Halsabschneider!« schimpfte der Verleger. »Sie verdammter Wucherer, Sie geldgierige Hyäne, Sie…«
»Haben Sie sich entschieden, Chef?« erkundigte sich Deverell mit sanfter Stimme und strich dabei über sein rabenschwarzes Haar, das nach der neuesten Mode geschnitten war.
»Ja, ich habe mich entschieden.«
»Und?«
»Ich nehme an, Jacques. Sie bekommen das Geld, wenn Sie Erfolg haben.«
»Das versteht sich, Chef. Ich bin ja nicht wie andere. Ich liefere die Ware und kassiere dann erst meinen kargen Lohn.«
»Werden Sie nicht zynisch.«
»Bon, Meister. Sie hören wieder von mir.«
»Wann?«
»Die Modenschau findet statt am…«
»In vier Tagen genau.«
»Da ist noch viel Zeit«, erwiderte der Reporter. »In zwei Tagen wissen Sie mehr. Halten Sie die erste Seite auf jeden Fall frei, und pfeifen Sie mal auf die Politik. Ist sowieso immer das gleiche. Ich liefere Ihnen die Story, und Sie holen schon mal das Geld aus Ihrem Keller. Alles klar?«
»Ja. Und beeilen Sie sich, Jacques.«
»Sehr wohl, Chef.« Deverell lächelte und legte auf. Dann drehte er sich um, erhob sich von seinem Sitzkissen, öffnete den Gürtel und ließ seinen Hausmantel von den Schultern rutschen.
Die beiden Mädchen lächelten und wußten Bescheid.
»Alles hat im Leben seine Zeit«, dozierte der Reporter. »Nur das eine nicht.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon zwischen den beiden lag.
An die vier anderen Girls dachte Jacques Deverell nicht mehr. Er lebte immer nur für den Augenblick.
Jacques Deverell war eben ein ganz besonderer Mann. Und das in jeder Beziehung…

***

Wenn der Teufel die Schönheit erfunden hatte, dann gehörten die vier Mädchen zu seinen Günstlingen, denn er hatte sie mit allen Attributen ausgestattet, die Männer in den Wahnsinn treiben könnte.
Vier Mädchen, vier Namen, viermal geballte Schönheit und geballter Sex.

Aber auch viermal Gefahr, nur daß niemand etwas davon ahnte.

Violetta Valeri! Welch ein Name, welch eine Frau. Schlank, biegsamer Körper, schwarzhaarig, mit feurigen Augen, sinnlichen Lippen und einem Lächeln, das Eis schmelzen ließ.

Corinna Camacho. Rothaarig, wild, ein Vollblutweib. Mit schwellenden Formen, grünen Augen und trägen Bewegungen, die irgendwann jedoch explodieren konnten, und dann wurde aus diesem Girl ein zweibeiniges Raubtier.

Angie Hall. Verspielt, katzenhaft, schnurrend. Ein schmales Gesicht, dunkle Locken, die es umrahmten, verträumte Augen, lange Kleider im Asien-Look.

Blieb noch Karin Bergmann, die Deutsche. Gründlich, in allen Dingen. Blond, sehr kühl wirkend, Eisschrank, immer auf der Suche nach Männern, die sie die großen Auftauer nannte. Wer es einmal geschafft hatte, dem konnte Karin alles bringen, den Himmel als auch die Hölle.

Ein Quartett, wie es sich nur selten auf der Welt zusammenfand.

Mannequins der Superklasse, von allen Modehäusern gefragt und bestellt, aber immer darauf achtend, nicht zu oft an die Öffentlichkeit zu treten. Und jetzt schon gar nicht, wo die allgemeine Hysterie nach ihnen ausgebrochen war.

Sie hatten ein gutes Versteck gefunden. Das Landhaus lag im Wald, versteckt hinter Ulmen und Birken, die bereits ihr erstes Laub verloren, das bunt wie ein Teppich den Waldboden bedeckte.

Es war ein altes Gebäude, etwas verschachtelt gebaut, mit hohen Fenstern. Es lag in einer Oase der Ruhe, doch es war nicht von der Welt abgeschnitten. Dafür sorgten Telefon, Fernschreiber und andere Einrichtungen.

Sie fühlten sich im Haus wohl. Hier wurden die vier nicht gestört, hier konnten sie sich auf das vorbereiten, was ihnen noch alles bevorstand.

Und das sollte eine Menge sein, wie man ihnen gesagt hatte.

Und zwar nicht von Brenda Jones, sondern von einer Frau, die ihre Stelle eingenommen hatte.

Waren die vier Mannequins schön, so brauchte sich ihre neue Managerin auch nicht zu verstecken.

Sie nannte sich Pamela Scott. Ein Name, den sie nicht gern hörte, deshalb wurde sie von den vier Modepuppen auch nur bei ihrem Kampf- oder Spitznamen genannt: Lady X.

Sie hatte das Kommando übernommen, denn sie wollte etwas Bestimmtes von ihnen. Sie hatte mit den Mädchen einiges vor. Sie wollte deren Fähigkeiten nicht nur wecken, sondern in gewisse Bahnen lenken, denn es stimmte, daß sich der Teufel bei den vier Frauen besonders viel Mühe gegeben hatte.

Äußerlich waren sie makellos, doch innerlich besaßen sie eine Seele, die man guten Gewissens als rabenschwarz bezeichnen konnte, falls sie überhaupt so etwas hatten.

Lady X hatte sich diese vier Mädchen nicht umsonst ausgesucht, denn mit ihnen hatte sie etwas Besonderes vor. Sie wollte das erwecken, was in ihnen schlummerte, und die vier hatten nur allzu bereitwillig zugestimmt. Man brauchte ihnen nur Geld und Karriere zu versprechen, dann war alles klar.

Und an diesem Abend sollte das in Erfüllung gehen, was Lady X den großen Traum genannt hatte.

Als Lady X zu den vieren kam, trug sie wie immer ihre Standardkleidung.

Eine weiche, matt glänzende Lederhose, dazu die Jacke aus Leder und darunter eine rote Bluse. Die Jacke wurde in der Taille von einem breiten Gürtel gehalten, der allerdings nicht nur als Zierde diente, sondern durchaus praktische Funktionen hatte. Er hielt das Lieblingsspielzeug der Lady – die Maschinenpistole.

Sie war der Bräutigam dieser Frau, und damit konnte sie fantastisch umgehen.

An der Tür blieb sie stehen. Die Augen kniff sie leicht zusammen, als ihre Blicke durch den großen Raum flogen, in dem sich die vier Mädchen aufhielten.

Jede ging einer anderen Beschäftigung nach.

Violetta Valeri hockte auf einem Sitzkissen, hatte die Beine angezogen und bearbeitete mit einer Nagelfeile ihre Fingernägel. Das weiche Licht einer Lampe traf sie und warf Reflexe auf ihr Haar. Corinna Camacho hörte Musik. Die Kopfhörer verschwanden in ihrer roten Haarflut. Sie hielt die Augen geschlossen, stand breitbeinig auf dem blauen flauschigen Teppich, hatte die Hände in die Hüften gestützt und wiegte sich im Takt der Musik, die nur sie hören konnte.

Angie Hall las in einem Buch. Der Inhalt beschäftigte sich mit den erotischen Fantasien einer Achtzehnjährigen und war von Angie selbst verfaßt worden, als sie noch einen anderen Beruf ausübte als den des Mannequins.

Karin Bergmann trank. Bacardi war ihr Lieblingsgetränk. Sie konnte ihn literweise in sich hineinschütten, mal mit Cola gemixt, mal mit einem anderen Beigetränk.

Die Mädchen schauten auf, als Lady X den Raum betrat. Und Corinna nahm ihren Kopfhörer ab, wobei sie gleichzeitig an dem Gerät die Musik leiser drehte.

Lady X nickte zufrieden. Sie schob ihre Unterlippe ein wenig vor.

»Wir haben uns lange genug unterhalten«, sagte sie. »Jetzt wird es Zeit, daß wir endlich Taten folgen lassen. Ich habe euch gefragt, und ihr seid mit dem einverstanden, was ich von euch gefordert habe. Ab

sofort gehört ihr nicht nur mir, sondern auch ihm.«

Die Mädchen nickten.

»Ist noch irgend etwas unklar?« wollte Lady X wissen. »Will jemand aussteigen?«

»Nein!« Violetta Valeri sprach für alle.

Die Scott lachte. »Das hätte ich auch keinem von euch geraten, denn wer aussteigt, der hat sein Leben verwirkt. Ihr werdet ab heute nur noch einem dienen. Nämlich dem Teufel und damit auch seinen Dienern, von denen ich eine der ersten bin.«

Die Mannequins nickten. Sie hatten einmal A gesagt, jetzt mußten sie auch B sagen.

Lady X lächelte. Ihre Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen.

Der Plan, den Solo Morasso ausgeheckt hatte, schien ausgezeichnet anzulaufen. Es war ein wirklich gigantischer Plan, der dennoch nur ein Teilstück eines Ganzen werden sollte.

»Dann kommt mit«, sagte Lady X. »In diesem Raum braucht ihr euch nicht mehr länger aufzuhalten.«

Die Mädchen standen auf, sofern sie gesessen hatten. Sie warfen sich schnelle Blicke zu, und in jedem Augenpaar stand die Neugierde zu lesen, die die vier Mannequins erfaßt hatte. Etwas Neues sollte in ihr Leben treten. Sie würden das Alte abschütteln wie ein Hund die Wassertropfen, und einen Pakt mit der Hölle eingehen, der ihnen ein völlig anderes Leben bescherte.

Nicht mehr lange, dann würden sie über den Laufsteg schreiten und sich der Öffentlichkeit präsentieren, und dann sollte die Welt den Atem anhalten.

Vorbereitet war alles. Lady X hatte dafür gesorgt. Nicht umsonst stand hinter ihr eine schlagkräftige Organisation, die sogar von der Mafia gefürchtet wurde.

Es war die Mordliga!

Und Anführer war kein geringerer als Solo Morasso, alias Dr. Tod, der im Hintergrund seine Fäden zog und alles so lenkte, damit es genau in seine Pläne paßte.

Lange genug hatte er gebraucht, um die Mordliga zu vervollständigen. Außer ihm umfaßte sie sechs gefährliche Mitglieder. Und jedes Mitglied bedeutete eine Gefahr für sich.

Da war einmal Marvin Mondo, der Monstermacher. Ein genialer Wissenschaftler mit dem Geist des Teufels. Ein Tüftler der Hölle, der aus Menschen Maschinen machte und sie an der langen Leine laufen ließ.

Dann natürlich Lady X, die ehemalige Terroristin. Pamela Scott hieß sie. Ein Mensch ohne Gefühl und mit einem Herz aus Stein. Lupina war die zweite Frau in der Runde. Wobei Frau ein wenig übertrieben war, denn sie war das klassische Beispiel aus Schönheit und Bestie.

Tokata, den Samurai des Satans, konnte man mit ruhigem Gewissen als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen. Er hatte lange Zeit in unheiliger Vulkanerde Japans gelegen, war erwacht und in den Kreis um Dr. Tod eingekehrt.

Eine Ausgeburt der Hölle war auch Vampiro-del-Mar, das blutsaugende Supermonster, der Uralt-Vampir, der die Zeiten auf dem Meeresgrund verbracht hatte und erst von Solo Morasso erweckt worden war.

Es folgte ein Monstrum, das sich Herr der Zombies und Ghouls nannte. Sein Name: Xorron! Ihn hatte Dr. Tod am längsten gesucht und ihn schließlich in New York, im Central Park, gefunden. Dort hatte er so lange gewartet, bis seine Stunde gekommen war.

Sie alle, Dr. Tod eingeschlossen, hatten sich zusammengefunden, um irgendwann einmal mit Hilfe der Hölle die Herrschaft über die Welt an sich zu reißen.

Es gab da allerdings noch ein Problem. Morassos ungeheuren Machthunger. Er selbst war nur durch Asmodinas Fürsprache entstanden. Der Spuk hatte seine Seele erst nicht freigeben wollen, doch auf Drängen der Teufelstochter hin war es dann doch geschehen.

Dr. Tod war zu einer Mischung aus Mensch und Dämon geworden. Von beiden hatte er nur das Schlechteste angenommen, aus dem ehemaligen Zauberlehrling war ein Meister geworden, und er fühlte sich inzwischen stark genug, um Asmodina Paroli bieten zu können.

Das hieß im Klartext: Er wollte sie töten!

Ein paarmal hatte er versucht, sie in die Knie zu zwingen, doch die Teufelstochter hatte sich letzten Endes als stärker erwiesen. Aber durch Rückschläge ließ sich Dr. Tod nicht aus der Fassung bringen.

Er lernte nur.

Immer wieder zog er sich in seine Festung zurück und dachte nach. Niemand wußte, wo diese Festung lag, selbst Asmodina hatte sie noch nicht entdeckt, und in diesem unheiligen Refugium des Schreckens schmiedete Solo Morasso neue Pläne.

Diesmal hatte er sich wieder einen gigantischen Plan ausgedacht, der Asmodina dem Sturz näher bringen sollte, vorausgesetzt, sie fiel darauf rein und durchschaute ihn nicht sofort. Das waren Gedanken, die Lady X durch den Kopf gingen und von denen die Mädchen nichts ahnten.

Sie folgten ihr blind. Lady X hatte es geschafft, sie mit Worten restlos zu überzeugen, was gar nicht schwer gewesen war, denn die Girls besaßen ein Kapital.

Ihre Schönheit!

Um die zu behalten, waren sie bereit, jeden Preis zu bezahlen. Sie wollten und würden auch einen Pakt mit der Hölle eingehen, wie Lady X ihn vorgeschlagen hatte.

Sie lächelte böse, als sie daran dachte, denn keines der Mädchen ahnte, was sie wirklich erwartete. Sie dachten wohl an viel Hokuspokus, eine geheimnisvolle Beschwörung oder ähnliches, aber sie würden sich wundern.

Eine Treppe führte in die großen Kellergewölbe des Hauses. Das Haus stammte noch aus dem letzten Jahrhundert, war inzwischen renoviert worden und entsprach nun den heutigen Wohnbedingungen. Lady X hatte es von einem Makler gemietet und sich mit den Mädchen hierher zurückgezogen, während in Europa die Werbekampagne bereits lief.

Das würde die Modenschau des Teufels werden, da war sich die Scott sicher.

Die Mädchen waren bisher noch nie in diesem Gewölbe gewesen und schauten sich deshalb ängstlich um, als sie die steile Treppe nach unten stiegen und sie von Gänsehaut erzeugender Kühle empfangen wurden.

Das Licht reichte gerade noch aus, um nicht zu stolpern. Wenn der Makler das Haus verkaufen wollte, dann durfte er seine Interessenten nicht in den Keller führen, vorausgesetzt, es machte ihnen nichts aus, im Dreck und zwischen den Spinnweben umherzuwandern, die von der Decke hingen und auch an den Wänden klebten. Auf dem Boden lag der Staub fingerdick. Jeder Schritt hinterließ Abdrücke, und Lady X, die vorging, blieb schließlich an einer Tür stehen, die schwarz lackiert war.

Sie hatte eine Messingklinke. Eigentlich paßte diese Tür überhaupt nicht in das Gewölbe.

Lady X öffnete sie, wobei sie zur Seite trat, um den vier Mädchen den Vortritt zu lassen.

»Bitte sehr«, sagte sie.

Die Mannequins überschritten die Schwelle.

Ihre Augen wurden groß, weil sie versuchten, mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen.

Sie sahen nichts.

Nur die Füße versanken in einem weichen Teppich, der ebenfalls nicht in diesen Keller paßte.

»Geht bis zur Mitte des Raumes«, wies Lady X die Mädchen an, drückte die Tür zu und schloß sie ab. Wegen der Dunkelheit konnte niemand das satanische Lächeln sehen, das auf ihrem Gesicht lag, als sie sich mit dem Rücken gegen die Tür lehnte, die Maschinenpistole von ihrem Gürtel hakte und sie locker in der Hand behielt.

Die Scott ließ die Mannequins noch etwas schmoren. Sie sollten die unheilschwangere Atmosphäre, die in diesem Keller herrschte, voll in sich aufnehmen.

Und die Mädchen spürten das.

Vielleicht bereuten sie sogar den Entschluß, sich in die Fänge der Lady X begeben zu haben, nur wagte es niemand, dies offen auszusprechen. Sie faßten sich nur gegenseitig an. Wie Tiere, die sich in die Enge gedrängt fühlten.

»Meine Güte, was ist das nur?« flüsterte Angie Hall und schüttelte sich.

»Sei still!« zischte die Camacho.

»Seid ihr bereit?« Die metallisch klingende Stimme der Lady X unterbrach das Geflüster.

»Ja!« Die Antwort gab Karin Bergmann. Sie hatte sich am besten von allen zusammengerissen und versuchte, mit ihren Blicken weiterhin die Dunkelheit zu durchdringen.

Und sie glaubte auch, in den Ecken dieses Gewölbes Schatten zu erkennen, was allerdings auf einer Einbildung beruhen konnte, denn ihre Nerven waren ebenfalls angespannt.

Keine von ihnen sah, daß sich Lady X bewegte. Ihr Arm glitt in die Höhe, die Finger fuhren tastend an der rauhen Wand entlang, dann hatte sie gefunden, was sie suchte. Den Lichtschalter.

Sie legte ihn um.

Vier Spotlights gleichzeitig strahlten auf. Sie ergossen ihr Licht in vier verschiedene Richtungen, leuchteten die Ecken des Gewölbes aus und trafen dort vier stehende Personen.

Keine Menschen, sondern Monster.

Lady X hatte in diesem Keller den Großteil der Mordliga versammelt!

Zuerst geschah nichts. Die Mannequins waren zu überrascht, um reagieren zu können. Sie sahen zwar, daß sie auf einem blutroten Teppich standen, doch in die Ecken schauten sie noch nicht.

Violetta Valeri war die erste, die das Monster entdeckte. Sie sah Vampiro-del-Mar!

Das Mädchen schrie auf, denn die Gestalt war wirklich eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Lumpen bedeckten den Körper, der grünlich schimmerte und dessen Haut an einigen Stellen ausgerissen war.

Das Gesicht zeigte sich als eine verwüstete Kraterlandschaft, war mit Geschwüren und Eiterbeulen bedeckt, und aus dem Oberkiefer ragten zwei lange, gebogene Vampirzähne hervor.

Lupina stand Vampiro-del-Mar gegenüber. Schönheit und Bestie, die perfekte Mischung. Sie hatte den Körper eines Werwolfs und das Gesicht einer Frau. Es wurde von langen, blonden Haaren umrahmt, die sogar die Schulter berührten und sich dabei sträubten, als stünden sie unter Strom.

Auch Xorron war vertreten. Eine unheimliche Gestalt. Weißlich schimmernd, fast durchsichtig, mit gefährlichen Zähnen und mit dem blanken Kopf fast bis an die Decke reichend.

Blieb Tokata. Einarmig war der Samurai des Satans. Er hatte nur noch den rechten Arm, der linke war ihm durch den magischen Bumerang abgeschlagen worden. Ein teuflisches Wesen mit einer Maske vor dem Gesicht, so daß von seinen Zügen so gut wie nichts zu erkennen war. Er trug eine gepanzerte Lederkleidung und hielt sein aus der Hölle stammendes Samurai-Schwert in der rechten Hand.

Vier Gestalten, viermal das absolute Grauen.

Die Mädchen duckten sich, als hätten sie Schläge erhalten. Ihre Angst wurde gewaltig, sie begannen zu zittern, und allmählich dämmerte es ihnen, auf was sie sich eingelassen hatten. Das war kein Spaß mehr, das war der Vorhof zur Hölle.

Sie schauten sich um, suchten nach einem Fluchtweg, und sie taten dies, als hätten sie sich abgesprochen.

An der Tür stand Lady X.

Beinahe lässig hielt sie ihre Maschinenpistole in der Hand, deren Mündung auf die vier Mannequins zeigte. »Ich kann verstehen, daß ihr überrascht seid«, erklärte sie. »Ich habe euch auch gefragt und gewarnt. Ihr wolltet den Weg gehen, wolltet die ewige Schönheit haben und bekommt sie auch. Allerdings müßt ihr einen gewissen Preis zahlen, denn im Leben ist nichts umsonst. Wer sich jetzt noch weigern sollte, für den gibt es nur eine Alternative: den Tod. Nur damit das klar ist.«

Die vier schwiegen.

»Habt ihr verstanden?« fragte Pamela Scott.

»Ja«, antwortete Karin Bergmann für alle. »Wir haben dich verstanden.«

»Und?« Lauernd klang die Frage. Lady X war sich nämlich selbst nicht sicher, ob die vier Frauen ihren Befehlen folgen würden.

»Wir bleiben!«

Da lächelte die Scott. »Fein«, sagte sie, »das wollte ich nur wissen. Ich sehe also, ich habe in euch gute Partner gefunden und mich nicht getäuscht. Paris wird sich freuen, euch zu empfangen, das könnt ihr mir glauben.« Sie kam einen Schritt vor und ließ ihre Blicke schweifen. »Was jetzt folgt, wird vielleicht etwas unangenehm sein, aber es ist leider notwendig.« Sie drehte den Kopf und warf Vampiro-del-Mar einen Blick zu. »Fang an!«

Darauf hatte der uralte Blutsauger gewartet. Er wußte nicht, was er lieber getan hätte. Sein mächtiger Körper zuckte, er duckte sich zusammen und löste sich aus seiner Ecke.

Noch weiter öffnete er sein Maul, die Zähne schienen zu wachsen, und während ihn die anderen Mitglieder der Mordliga gespannt beobachteten, suchte er sich ein Mädchen aus. Violetta Valeri!

Das schwarzhaarige Girl ahnte, was ihm bevorstand, und es klammerte sich an Corinna fest.

Die stand wie ein Eiszapfen am Nordpol. Unbeweglich. Da traf sie der Hieb des Vampirs, schleuderte sie zu Boden, und dann hatte der Blutsauger freie Bahn.

Wie eine Ramme stieß sein Arm vor. Die Krallenfinger fanden das Ziel.

Violetta wurde von Panik geschüttelt, als der Vampir sie zu sich heranzog. Das Mädchen nahm den Blut- und Verwesungsgeruch wahr, der das Monster umgab, riß den Mund auf und schrie. Man ließ sie schreien, und Lady X hatte ihren Spaß. Sie lächelte spöttisch.

Mit der anderen Hand packte Vampiro-del-Mar das lange Haar des Mädchens. Er zog daran und bog ihren Kopf weit zurück. So wollte es der Blutsauger haben.

Er stieß seinen Schädel vor, und die beiden langen Vampirzähne fanden ihr Ziel.

Das Schreien brach ab.

Fasziniert beobachtete Lady X den Vorgang, wobei ihre Augen glänzten. Die drei übrigen Mädchen wagten kaum zu atmen, die nackte Furcht hielt sie umklammert.

Violetta sackte in die Knie. Ihre Beine gaben nach, sie konnte sich nicht halten, und Vampiro-del-Mar trank ihren Lebenssaft. Jeder vernahm die dabei entstehenden Geräusche. Angie Hall schüttelte sich und hielt sich die Ohren zu, was Lady X nur ein kaltes Lachen entlockte. Auch Angie würde an die Reihe kommen. Nach einer Weile ließ der Vampir sein Opfer los. Er stützte es nicht ab, und Violetta Valeri fiel zu Boden. Der dicke Teppich dämpfte ihren Fall. Auf dem Rücken blieb sie liegen, bewegungslos, blutleer und bleich im Gesicht.

Vampiro-del-Mar richtete sich auf. Auf seinen Lippen schimmerte es rot, und an seinem Kinn rann ebenfalls ein roter Streifen nach unten. Er hatte seine schreckliche Gier vorerst befriedigt.

Die Scott nickte zufrieden. Dann drehte sie sich um und sprach Lupina an.

»Jetzt bist du an der Reihe!«

Die Raubtieraugen der Werwölfin leuchteten auf. Sie griff jedoch nicht sofort an, sondern verwandelte sich. Das blonde Haar wurde auf einmal spröde, nahm eine andere Farbe an, dunkelte nach, und auch aus dem Gesicht sprossen Haare, die sich zu einem Fell verdichteten. Das Gesicht wurde länger, der Mund verwandelte sich in eine Schnauze, die Zähne zu einem reißenden Wolfsgebiß. Lupina war bereit.

Sie duckte sich. Ihre Hände waren zu Krallen geworden, die Nägel spitz, sie standen wie winzige Messer vor, und als sie das Maul aufriß, schimmerte gelblichweiß ein mörderisches Gebiß.

Von ihrem Dasein als Mensch-Bestie war wirklich nichts mehr übriggeblieben.

Lupina war eine Werwölfin, eine blutgierige Bestie, die ihr Opfer wollte.
Und hier hieß das Opfer Corinna Camacho!
Auch Lupinas Gang verriet, daß aus ihr eine echte Werwölfin geworden war. Sie bewegte sich geschmeidig, die Bewegungen waren flüssig, gingen ineinander über.
Corinna warf sich herum, rannte weg und dachte nicht mehr daran, daß die Scott an der Tür stand und die Maschinenpistole in den Händen hielt.
Sie schoß nicht, nein, Kugeln wollte sie sparen. Lady X konnte Corinna auch so stoppen.
Eiskalt schlug sie zu.
Der Ansatz des Schlages war kaum zu erkennen gewesen, nur die Wirkung sah jeder. Der MPi-Lauf traf Corinna hart, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zurückgeworfen wurde. Sie wäre zu Boden gefallen, wenn Lupina sie nicht aufgefangen hätte, da sie sich dicht hinter ihr befand.
Klauen hielten das Mädchen fest.
Die rothaarige Corinna riß den Mund auf und wollte schreien. Ein Schlag mit der Pranke knallte gegen ihre Lippen, riß sie auf, und dann wuchtete Lupina ihr Opfer zu Boden. Sie knurrte und fauchte, deckte mit ihrem Körper das Mädchen ab, von dem nur noch die rote Haarpracht zu sehen war.
Lupina, die Königin der Wölfe, besaß einen Bazillus, der auch bei den Opfern wirken sollte. Durch den Biß der Wölfin wurden die Opfer ebenfalls zu Werwölfen, die nachts den Mond anheulten und sich verwandelten.
Lady X war zufrieden, Lupina ebenfalls. Als sie sich aufrichtete, sah sie schrecklich aus.
»Der nächste!« schrie Lady X.
Darauf hatte Xorron gewartet. Wie ein Roboter kam er vor. Sein Maul hatte er aufgerissen. Hinter der durchsichtigen hellen Haut schimmerten die feinen Adern, und Karin Bergmann wußte, daß sie das Opfer dieses Monsters werden sollte.
Die Angst wurde so stark, daß Karin nicht mehr an sich halten konnte, in die Knie sank und ohnmächtig wurde. Xorron blieb vor ihr stehen, bückte sich und hob sie dann hoch.
Er legte sie auf seine ausgestreckten Arme, trug sie weg und verzog sich mit seinem Opfer in die Ecke jenes Raumes, wo er zuvor gestanden hatte.
Dort tötete er Karin Bergmann.
Blieb noch eine.
Angie Hall.
Auch sie wußte, was ihr bevorstand, und ein Monster hatte sich

bisher nicht von seinem Platz gelöst.
Tokata, der Samurai des Satans!
Jetzt war seine Stunde gekommen. Hinter der Maske drang ein undefinierbares Geräusch hervor. Der linke Armstumpf zuckte, und mit der rechten Hand zog er seine Waffe.
Ein schleifendes Geräusch unterbrach die atemlose Stille, als die Klinge aus der Scheide fuhr.
Tokata war bereit.
Angie Hall verging fast vor Angst. Ihr Gesicht war eine festgefrorene Maske. Sie zitterte und bereute jetzt schon, sich mit einem weiblichen Satan wie Lady X eingelassen zu haben.
Ein Zurück gab es nicht mehr, das war vorbei.
Sie mußte sich stellen.
Tokata kam.
Trotz seiner gewaltigen Gestalt dosierte er die Schrittfolge. Er ging langsam, wollte jeden Zentimeter auskosten, und allein dies bewies, daß er ein Monster ohne jegliches Gefühl war. Kalt, brutal, erbarmungslos.
Waagerecht und dabei einen Halbkreis bildend, pfiff das Schwert durch die Luft. Plötzlich klaffte das Kleid des Mädchens seitlich auf.
Unwillkürlich senkte Angie den Blick, ließ Tokata dabei aus den Augen, und der Samurai des Satans sprang vor.
Mit dem Schwert.
Mit höchster Präzision traf es sein Ziel.
Angie stieß einen Wehlaut aus, hob den Kopf und schaute das Monster schon aus brechenden Augen an. Als sie dann zu Boden fiel, war sie bereits tot.
Tokata trat zurück, wischte die Klinge ab und ließ sein Schwert wieder verschwinden. Er nickte zufrieden.
Und Lady X lachte. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Vier tote Mädchen lagen auf dem Boden.
Aber waren sie wirklich tot?
Da regte sich die erste. Es war Violetta Valeri. Sie rollte sich auf die Seite, schüttelte den Kopf, als hätte sie über etwas nachgedacht, und stemmte sich langsam hoch. Schwankend blieb sie stehen, schaute sich um, und ihr Mund öffnete sich.
Jeder sah die beiden spitzen Eckzähne, als Violetta weit die Lippen zurückschob.
Sie war zu einem Vampir geworden.
Schon bewegte sich die nächste. Das war Corinna Camacho.
Verändert hatte sie sich nicht, noch immer umrahmte die rote Haarflut ihr Gesicht, doch als sie ihren Mund öffnete, drangen keine Worte daraus hervor, sondern ein schauriges Heulen, das sich an den kahlen Wänden des Kellers brach.

Corinna Camacho war eingegangen in den Kreis der Werwölfe!

Noch lagen zwei Tote auf dem Boden. Sie konnten sich nicht erheben, denn sie waren ›normal‹ umgebracht worden. Aber es gab Methoden, damit sie wieder zum Leben erwachten.

Voodoo, so hieß die eine.

Und auf die wollte sich Lady X stützen. Deshalb befahl sie Xorron, den Herrn der Zombies, zu sich.

»Bring sie wieder zum Leben!«

Xorron nickte.

Er wollte die Herzen der Leichen!

***

»Wir fliegen nach Paris«, sagte Suko zu mir, nachdem er von Glenda Perkins in mein Büro gelassen worden war. Er grinste mich über meinen Schreibtisch hinweg an.

»Wer sagt das?«

»Die Frauen!«

»Wieso?«

»Shao, Jane und Sheila haben beschlossen, nach Paris zu fliegen.«

Ich grinste schief. »Wollen die einen draufmachen?«

»Weiß ich nicht. Shao sagte mir nur etwas von einer Modenschau, die sie unbedingt besuchen wollen. Bill bleibt bei Johnny, und die drei ziehen los. Sie fliegen sogar mit einem Privatjet, der Sheilas Firma gehört.«

»Auch das noch«, stöhnte ich. Ich war gerade von einem Auftrag in den Bergen von Wales zurückgekehrt, ein Fehlalarm, und war ein paar Tage lang nicht zu erreichen gewesen.

Suko grinste schlitzohrig. »Leider habe ich schon zugesagt, daß wir ihnen morgen folgen. Wenn du etwas ändern willst…«

»Nein, nein.«

»Außerdem hast du noch genügend Urlaub zu bekommen«, hielt Suko mir entgegen.

»Und wie.«

»Also steht einem kleinen Abstecher nach Paris nichts im Wege.«

»Meinetwegen.« Warum eigentlich nicht, dachte ich. Ich hatte ein paar enttäuschende Tage hinter mir, daß mir Paris guttun würde.

»Dann bleibt es dabei?« fragte Suko.

»Immer.«

***

Yves La Salle hatte im Leben schon einiges mitgemacht. Er war in Afrika geflogen und hatte sich als Söldner verdingt. Dann ging er nach Asien und flog für eine Gesellschaft Dschungelfracht. Daß er Rauschgift transportierte, wußte er nicht. Erst als ihn Männer von der Konkurrenz fast zum Krüppel schossen, wußte er, was die Glocke

geschlagen hatte. Mit viel Glück kämpfte er sich aus dem tiefen Urwald Borneos frei und ging wieder nach Frankreich, wo er einen Partner aus alten Zeiten traf, der durch eine Erbschaft zu Geld gekommen war.

Bei viel Pastis und anderen harten Sachen beschlossen die Männer, ihre Zukunft gemeinsam zu gestalten. Außer Fliegen hatten sie nichts gelernt. Sie gründeten eine Fluggesellschaft, die den schönen Namen AIRTEX trug. Die ersten beiden Jahre waren hart. Dann kam eine bessere Zeit, in der es viele Aufträge gab. Vor allen Dingen Privatkunden ließen sich mal von einer Stadt zur anderen fliegen und wollten oft nur vor ihren Freunden damit protzen. Den beiden Partnern war es egal. Hauptsache, die Kasse klingelte.

Eines Tages stiegen die Ölpreise. AIRTEX geriet in eine schwere Existenzkrise. La Salles Partner überlebte es nicht. Er starb an einem Herzinfarkt.

La Salle hatte jedoch geschworen, das Geschäft so lange weiterzuführen, wie es eben ging. Er schränkte seinen Lebensstandard ein und hielt sich soeben über Wasser. Hin und wieder bekam er ein paar Aufträge, dann konnte er aufatmen, aber meist hockte er auf einem Nebenfeld des Flughafens Orly herum und langweilte sich.

Natürlich war die Unterwelt an ihn herangetreten, doch La Salle ließ sich auf nichts mehr ein. Er hatte die Nase voll. Borneo reichte ihm völlig, die Methoden der Gangster waren ihm einfach zu rauh.

Lieber aß er ein Stück Weißbrot weniger.

Und doch hatte er auch Glück. Dabei hätte er nie gedacht, daß ihm Särge einmal Glück bringen würden.

Eine Frau war zu ihm gekommen. Nein, keine Frau, ein Rasseweib, wirklich. Schwarze Haare, ganz in schwarzes Leder gekleidet und mit einem Gesicht, das schon dem eines Engels glich. Aber nur beim ersten Hinschauen. Als La Salle die Frau genauer ansah, da sah er die gletscherkalten Augen und wußte, daß sie sich nicht so einfach vernaschen lassen würde. Die ging über Leichen.

Sie brauchte nur wenige Sätze, um ihm den Auftrag darzulegen.

Vier Särge sollten aus einem Nest in der Provence nach Paris geschafft werden.

Zuerst war La Salle ja komisch zumute gewesen, und er hatte den Job auch ablehnen wollen, dann dachte er an sein Geschäft und die leeren Kassen.

Nachdem ihm die Frau versichert hatte, daß nichts Krummes an dem Auftrag war, stimmte er zu.

Er nahm den Job an und bekam glänzende Augen, als ihm die Frau 1000 Dollar Vorschuß gab. Noch einmal soviel sollte er nach Erledigung des Auftrags erhalten.

Das war ein Geschäft.

Es lief auch alles glatt. Er flog mit seiner zweimotorigen Piper los, landete auf einer holprigen Grasbahn, lud die Särge ein und hatte auch nichts dagegen, daß die Frau mitflog.

Nur hockte sie sich nicht auf den Sitz des Co-Piloten, sondern blieb hinten im kleinen Frachtraum, wo auch die vier Särge standen.

Wenn sie da sitzen wollte, mußte sie schon auf einer der Totenkisten Platz nehmen, was La Salle aber egal war.

Kurz vor Orly nahm er wieder Kontakt mit dem Tower auf. Er mußte auf einem Nebenfeld landen, weil er Fracht geladen hatte, die gelöscht werden sollte.

Das Wetter war gut. Leichter Dunst im Norden, ansonsten ein klarer Herbsthimmel.

Die beiden Pariser Flughäfen Orly und Charles de Gaulle wurden von zahlreichen Maschinen angeflogen. La Salle mußte achtgeben, daß er nicht den Kurs der landenden Riesenvögel kreuzte, deshalb lauschte er besonders auf die Durchsagen der Flugsicherung.

Man gab ihm ›grünes Licht‹.

In der Ferne konnte er bereits den Flughafen mit seinen zahlreichen Gebäuden erkennen, als die schmale Tür aufgezogen wurde und Mademoiselle Scott die Kanzel betrat.

»Wir landen gleich«, sagte sie.

»Ja.«

»Und?«

La Salle grinste. Sein sonnenbraunes Gesicht wurde dabei zu einem Faltenteppich. »So wie es aussieht, bekommen wir keinen Ärger. Das Wetter ist ausgezeichnet, kaum Wind, fast ideale Landebedingungen. Ich wollte, ich hätte es früher immer so gut gehabt. Mann, das wäre was gewesen. Aber so…«

Lady X nickte und schaute durch die Cockpitscheibe nach unten.

La Salle ging bereits in den Sinkflug über. Er warf der Frau einen schrägen Blick zu. »Also ich an Ihrer Stelle würde mich anschnallen. Bei der Landung stehenzubleiben, ist noch keinem bekommen. Sie könnten sonst durch die Scheibe…«

»Gut.« Lady X nahm widerspruchslos auf dem Sitz des Co-Piloten Platz. Hier hatte La Salle das Sagen, und sie hütete sich, ihm zu widersprechen.

»Sie wissen ja, daß wir auf einem Nebenfeld landen.«

»Das ist mir klar.«

»Und wie geht der Abtransport der Särge über die Bühne?« wollte er wissen.

»Das ist meine Sache. Sie sind nur fürs Fliegen bezahlt worden.«

»Man kann ja mal fragen.«

Die Frau warf ihm daraufhin einen so eisigen Blick zu, daß La Salle eingeschüchtert schwieg. Danach wurde er vom Tower gerufen und

bekam die Positionen für die Landung durchgesagt. Er bestätigte sie, indem er sie wiederholte. Er grinste dabei.

»Was ist los?« fragte die Frau.

»Mit Ihnen scheine ich einen Glückstreffer gelandet zu haben«, erklärte La Salle. »Wir können ohne Schwierigkeiten runter. Alles frei, man hat uns bereits die Landeerlaubnis erteilt.«

»So muß das auch sein.« Dann schwieg die Scott, denn sie schaute zu, wie La Salle die Maschine in eine weit geschwungene Linkskurve lenkte und sie dann über die linke Tragfläche leicht abschmieren ließ.

Das waren so seine Kunststücke. Wären die Särge nicht festgeschnallt gewesen, hätte man es poltern gehört. So aber rutschte die Ladung um keinen Zentimeter.

Andere Mitflieger erschreckten sich zumeist über das Manöver.

Lady X jedoch verzog keine Miene. Mit steinernem Gesicht hockte sie auf dem Sitz und schaute stur nach vorn.

La Salle nickte bewundernd. Die Perle hatte wirklich etwas drauf, gab er zu.

Schnell kam der Boden näher. Wenigstens hatte Lady X als Laie das Gefühl. Schon erschienen unten die ersten Fahnen der Landebahnmarkierung. Wenig später wurden sie von Lampen abgelöst, und dann setzte La Salle auf.

Für ihn war es eine glatte Landung. Für die Scott weniger, denn die Piper holperte, schwankte mal nach links, dann nach rechts. La Salle behielt sie im Griff. Er war ein hervorragender Flieger und besaß auch große Erfahrung. Diese Landung hier umschrieb er mit den Worten glatt und sicher.

Die Piper beruhigte sich auch wieder und rollte langsam aus. La Salle mußte dabei in eine Kurve. Die mündete auf den Betonplatten eines Vorfeldes, das mit Hallen und Hangars bestückt war. Dort befand sich die Inlandfrachtabfertigung. Da wurden Containerwagen ebenso wie Trucks und Gabelstapler abgefertigt.

»Müssen wir dahin?« fragte Lady X, der die Sache überhaupt nicht gefiel.

»Ja, leider.«

»Das paßt mir nicht.«

Der Flieger grinste schief. »Fragen Sie mich mal. Aber Gesetz ist Gesetz, was wollen Sie machen?«

»Wird die Ladung kontrolliert?« wollte Pamela Scott wissen.

»Sie haben doch nicht etwa ein schlechtes Gewissen?«

»Unsinn.«

»Natürlich wird man die Ladung kontrollieren.« Yves La Salle klopfte auf seine Fliegerjacke. »Da habe ich die Papiere. Sie sind völlig in Ordnung. Ich glaube kaum, daß man die Särge öffnen wird.«

»Es wäre auch kein schöner Anblick für die Leute«, erwiderte Lady X.

»Nein, Tote sind nie gut. Und vier auf einmal schon gar nicht. Was soll's? Wir haben den Leichentransport gut auf die Landebahn bekommen, und alles andere juckt mich nicht mehr.«

Die Maschine stand inzwischen, und er öffnete den Ausstieg.

»Vielen Dank«, sagte Lady X.

La Salle winkte ab. »Sie brauchen sich nicht zu bedanken, war eine meiner leichtesten Übungen. Wenn Sie wieder mal was zu fliegen haben, fragen Sie mich.« Seine Augen wurden groß, denn die Frau hielt die zweite Hälfte der Bezahlung bereits in der Hand.

»Ich bedanke mich«, sagte der Pilot und nahm das Geld an sich.

»Da kommen Sie schon.«

»Wen meinen Sie?«

»Die Männer in den gelben Overalls, die wollen abräumen, ausladen, wie Sie es nennen. Wir können uns keinen Aufenthalt erlauben, da ist alles wohl organisiert.«

Der Mann hatte die Tür schon aufgestoßen. Frischer Wind drang in die Maschine.

La Salle sprang auf die Betonplatten. Ein Mann vom Inlandzoll war ebenfalls vertreten. Er grüßte und sprach mit La Salle. Die beiden kannten sich.

Lady X hörte, wie der Mann vom Zoll bleich wurde, als er vernahm, daß vier Särge auf einmal geladen worden waren.

»Wie das?«

»Ein Unfall, glaube ich.«

Der Zöllner warf Lady X einen scharfen Blick zu. Dabei blitzte es in seinen Augen. Er wäre kein Mann gewesen, wenn ihn der Anblick unberührt gelassen hätte.

»Ist was?« fragte die Scott und lächelte.

»Madame?« Der Zöllner kam näher und war leicht rot geworden.

»Nicht Madame, sondern Mademoiselle«, erklärte die Scott. »Ich habe vier Särge geladen, das stimmt. Es sind tatsächlich Tote darin, Sie haben ja die Papiere gesehen.«

»Natürlich, Madame.«

»Soll ich die Särge öffnen lassen?« fragte die Scott.

Der Zöllner befand sich in einer Zwickmühle. »Vielleicht einen, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Bitte, ich habe nichts dagegen.«

Die Totenkisten mußten erst einmal ausgeladen werden. Dann nahm der Gabelstapler sie in Empfang und stellte sie ein paar Schritte zur Seite.

»Warten Sie solange«, wies der Zöllner den Mann an. Der Beamte stand vor den Särgen und konnte sich nicht entscheiden, welchen er öffnen wollte.

Er nahm den, der ganz links außen stand. Da die Särge alle gleich

aussahen, wußte selbst Lady X nicht, wer nun in welchem Sarg lag.

Sogar La Salle war neugierig geworden und blieb stehen, wobei er den Hals streckte, um den beiden Arbeitern über die Schultern zu sehen, die den Sarg öffneten und dabei behutsam zu Werke gingen, weil sie nichts beschädigen wollten.

Der Zöllner stand daneben und hatte die Augendeckel gesenkt.

Der Wind fuhr als Bö über den Flugplatz und wühlte die Haare der Anwesenden hoch. Nicht weit entfernt sackte bereits die nächste Maschine in die Tiefe.

»Geschafft«, sagte einer der Männer. »Der Deckel ist lose.«

»Dann heben Sie ihn an!« forderte der Mann vom Zoll.

Das tat der Arbeiter auch. Sein Kollege half, und wenig später warfen die Umstehenden einen Blick in den Sarg. Dort lag eine Tote!

Ihr Haar war lang und pechschwarz. Blaß schimmerte das Gesicht. Die Augen waren nur halb geschlossen, und es sah aus, als würde die Tote lächeln.

Die Männer hatten genau den Sarg geöffnet, in dem Violetta Valeri lag. Sie schwiegen. Nur der Lärm der landenden und startenden Maschinen war zu hören.

Der Zollbeamte schritt einmal um den Sarg herum, nickte, und ein zufriedener Ausdruck legte sich auf sein Gesicht, den Lady X mit einem Lächeln quittierte.

»Sie können ihn schließen«, sagte der Zöllner.

Mit der Hand wischte Lady X die Haare aus dem Gesicht.

»Wollen Sie noch einen Blick in die anderen Särge werfen?«

»Nein, danke, es reicht.«

»Wie Sie wünschen, Monsieur.«

»Lassen Sie die Särge direkt in die Leichenhalle transportieren?« fragte der Zöllner.

»Ja.«

»Wie ist das überhaupt passiert?« wollte er wissen.

»Ein Unfall. Vergiftung.«

»Und gleich vier?«

»Leider.«

»Seltsam ist nur, daß ich darüber nichts in den Zeitungen gelesen habe.«

Da lächelte die Scott. »Wir kommen vom Lande.«

»Ja, das wird's wohl sein.«

»Ahh!«

Der Schrei ließ alle herumfahren. La Salle hatte ihn ausgestoßen.

Er war blaß im Gesicht und ging zwei Schritte zurück, wobei er in den Knien einsackte.

»Was ist los?« fragte der Zöllner.

»Die – die Tote – sie hat sich bewegt.«

»Unsinn!«
»Doch.«
Lady X war innerlich alarmiert. Sie lächelte jedoch und sagte:
»Mein lieber La Salle, Sie haben zwar nicht zu lange in der Sonne gelegen, aber wohl ein wenig zu lange auf die Leiche geschaut. Da bildet man sich schon etwas ein, glauben Sie mir.«
»Ich – ich weiß nicht.«
»Schließen!« ordnete der Zöllner an.
Lady X war beruhigt. Jetzt übernahmen die beiden Männer den Abtransport der Totenkisten. Sie hievten die vier Särge auf ihren Gabelstapler.
Pamela Scott schaute skeptisch zu. »Wenn das nur gutgeht«, murmelte sie.
Der Zöllner winkte ab. »Die Männer haben Ihre Routine, glauben Sie mir. Wo steht Ihr Wagen?« Während er das fragte, drückte er den Freigabestempel auf die Papiere.
»Ich hatte ja nicht damit gerechnet, daß wir hier landen. Der Wagen steht dort, wo auch die normalen Maschinen landen und die großen Parkplätze sind.«
»Am Terminal?«
»Genau.«
»Gut, ich sage den Leuten Bescheid. Normalerweise ist das nicht üblich, aber bei Ihnen, Mademoiselle, mache ich die berühmte Ausnahme.«
»Oh, danke. Sie sind sehr charmant.«
»Aber ich bitte Sie.« Der Zöllner erbot sich sogar, die dunkelhaarige Frau mit dem Dienstwagen dorthin zu fahren, wo der Transporter stand.
Lady X nahm gern an. Innerlich triumphierte sie. Alles lief genau nach Plan…

***

Als die großen Räder der Maschine Bodenkontakt bekamen, begannen die Fluggäste zu klatschen. Man freute sich über eine geglückte Landung.
Wir hatten vor, vom Flughafen aus mit einem Taxi in unser Hotel zu fahren, wo bereits Zimmer für uns reserviert worden waren. Die Maschine verlor an Geschwindigkeit. Sie fuhr einen Bogen und näherte sich den gewaltigen Abfertigungshallen, die mich mit ihren ausfahrbaren Gängen immer an gewaltige Spinnen erinnerten.
Wir ließen uns Zeit. Die beiden Stewardessen standen am Ausstieg und verabschiedeten jeden Fluggast mit einem Lächeln. Suko und ich kamen ziemlich als letzte an die Reihe.
»Einen angenehmen Aufenthalt in Paris wünschen wir Ihnen«, sagten

die beiden.

Wir bedankten uns.

Dann kam das übliche. Zollkontrolle und so weiter. Es wurde kein großes Hin und Her. Wir hatten für alle Fälle unsere Waffen dabei, und ich sorgte dafür, daß wir in einen Extra-Raum gebracht wurden. Dort gab ich einige Erklärungen ab, die man akzeptierte.

Endlich konnten wir uns frei bewegen. Man wünschte uns viel Spaß, und wir sahen zu, daß wir das Flughafengebäude verließen. Nebeneinander schritten wir durch die Hallen. Laufend hörten wir die Durchsagen, die dreisprachig aus den Lautsprechern hallten und auch jedes Ohr erreichten.

Dann verliefen wir uns, gingen wieder zurück und suchten nach dem Ausgang.

Endlich hatten wir ihn gefunden. Die gläserne Tür schwang zur Seite, als unsere Füße den entsprechenden Kontakt berührten. Ein gewaltiges Panorama bot sich unseren Blicken. Zahlreiche Wagen fuhren an und ab. Taxis kamen kaum dazu, mal für wenige Minuten stillzustehen, waren immer in Bewegung.

Wir hatten nicht einmal das Gebäude durch den Haupteingang verlassen, sondern waren dort hinausgekommen, wo die Luftfracht vom Airport aus in die Stadt gebracht wurde. Da donnerten Trucks los, da fuhren Lieferwagen. Gabelstapler rollten fast lautlos auf die geöffneten Ladeflächen zu, die mich an riesige Mäuler erinnerten.

Eine ungeheure Geschäftigkeit umgab uns, und wir waren wirklich beeindruckt.

Suko stieß mich an.

»Was ist?«

»Schau mal nach rechts.«

Ich drehte den Kopf. Ich wußte sofort, was der Chinese meinte.

Da fuhr ein gelb angestrichener Gabelstapler, der eine makabre Fracht geladen hatte.

Vier Särge!

Ich grinste. »Hier scheinen wir genau richtig zu sein.«

Suko nickte. »Das Empfangskomitee.«

Wir blieben stehen, denn ich wollte sehen, wo die Särge verladen wurden.

Der Gabelstapler fuhr langsam. Er wurde auch sehr vorsichtig in die Kurve gezogen, damit kein Sarg kippte, denn die Totenkisten waren übereinander gestapelt worden.

Ziel war ein Lastwagen, der bereits mit offener Ladefläche dastand. Zwei Männer in blauen Overalls waren ausgestiegen und winkten dem Fahrer des Gabelstaplers zu.

Der Transporter wurde von einem kleinen Renault überholt. Er gehörte zum Fuhrpark des Flughafens. Ein Zöllner saß hinter dem

Lenkrad und neben ihm eine Frau. Mehr konnte ich nicht erkennen, weil der Renault anschließend hinter dem Lkw verschwand, so daß wir ihn nicht mehr sehen konnten.

»Komm weiter«, sagte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Särge interessieren mich.«

»Hast du immer noch nicht die Nase voll?«

»Vier Särge auf einmal. Da ist sicherlich etwas passiert, wie mir scheint.«

»Nicht unser Bier. Wir wollen das lebende Paris, nicht das tote.«

Irgendwie hatte Suko recht. Und, zum Henker, man mußte auch mal abschalten können. Aber in meinem Beruf war das so eine Sache. Ich bin eigentlich immer im Dienst.

Etwas langsamer als zuvor ging ich weiter. Zahlreiche Menschen überholten mich. Ich drehte während des Gehens meinen Kopf, stieß einen jungen Mann an, entschuldigte mich und behielt trotzdem den Gabelstapler im Auge.

Da geschah es.

Der Fahrer wollte sehr dicht an den Lkw heran und mußte dabei in eine enge Kurve.

Zu eng nahm er sie.

Vielleicht ließ auch seine Konzentration nach, wer wollte das wissen?

Jedenfalls begannen die beiden oberen Särge leicht zu schwanken.

Es kam, wie es kommen mußte. Der Fahrer, er hatte wohl auch gemerkt, daß etwas nicht stimmte, ging mit der Geschwindigkeit herunter. Er bremste zu stark, dadurch wackelten die Totenkisten noch mehr, und eine bekam das Übergewicht.

Sie rutschte und fiel.

Als der Sarg auf dem Boden aufschlug, da stand auch der Gabelstapler.

Zu spät.

Es krachte, der Sarg drehte sich einmal um sich selbst, und aus welchem Grunde auch immer, vielleicht war er nicht richtig befestigt worden, löste sich der Deckel.

Auf der Seite blieb die Totenkiste liegen, während der Deckel über den Asphalt rutschte.

Mehrere Menschen hatten den Vorgang beobachtet. Sie waren stehengeblieben, und ich vernahm einige Rufe, die zu einem erschreckten Flüstern wurden, als die Gestalt aus dem Sarg rollte.

Auch sie überschlug sich und blieb liegen.

Es war eine Frau. Besonders fiel das lange schwarze Haar auf, das sich wie ein Vlies auf dem Boden ausbreitete. Bleich schimmerte das Gesicht.

Die beiden Fahrer des Lastwagens schimpften und fluchten. Sie liefen auf den Sarg zu.

Menschen waren stehengeblieben, bildeten eine Traube, ich wurde zur Seite gedrängt und konnte erkennen, was plötzlich mit der Toten geschah.

Sie blieb nicht liegen, wie wir alle gedacht hatten, sondern zog ihre Arme an und stützte sich auf.

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken, denn die angeblich Tote lebte…

***

Jacques Deverell ging nach Methode drei vor, wie er sich auszudrücken pflegte.

Er trank erst einmal einen Pernod. Pur, was manchem Zuschauer den Magen umgedreht hätte. Doch er genoß ihn. Dabei saß er an seinem Schreibtisch und schaute auf den Place de la Republique, den er von seinem Zimmer aus sehen konnte. Wie immer quirlte es dort unten, der Verkehr war wirklich gewaltig.

Sternförmig zweigten mehrere große Straßen ab, und er dachte daran, daß Paris einem Ameisenhaufen glich. Aber einem, den man entwirren konnte, wenn man gute Beziehungen hatte. Und die hatte der Reporter. Er kannte Gott und die Welt, und einige Leute, meist die in wichtigen Positionen, waren ihm gegenüber verpflichtet.

Der Griff zum Telefon war praktisch eine Folge seines Nachdenkens, und die Rufnummern seiner Kontaktleute lagen bei ihm aufgelistet unter der Schreibtischgarnitur.

Zwei Stunden telefonierte er herum. Redete, drohte manchmal, ging auch einigen um den Bart, doch niemand wußte, wo sich die Managerin der vier Schönen verkrochen hatte.

An Aufgeben dachte er noch lange nicht. Er nahm einen Kugelschreiber und schrieb den Namen auf ein Blatt Papier.

Brenda Jones!

Das hörte sich englisch an. Und es hörte sich nicht nur so an, es war auch englisch. Wer wohnte wo in England? Natürlich in London. Wenn man kreativ tätig war, dann konnte man es sich gar nicht leisten, in der Provinz sein Nest aufzubauen, es sei denn, man gehörte zum Adel.

Das war bei Brenda Jones nicht der Fall.

Jacques Deverell kannte nicht nur in Paris seine Leute, sondern auch in London. Die großen Künstleragenturen befanden sich im Westend, und dort hatte sich Jacques oft genug herumgetrieben.

Er war da ebenso zu Hause wie in Montmartre.

Er fing direkt bei der größten Agentur an. Deverell klotzte immer.

Wenn er etwas wollte, ging er nie zum Diener, sondern direkt zum Chef, und er ließ sich auch nicht von irgendwelchen eingebildeten Vorzimmerdamen abwimmeln, wie eine Frau es in London auch

versuchte.

Deverell kam durch.

Drei Minuten dauerte das Gespräch, und der Agent in London lud Jacques nicht nur ein, sondern versprach auch, sich ein wenig umzuhören.

»Und wie lange muß ich warten?«

»Wie lange hast du Zeit?«

»Überhaupt nicht.«

Der Mann in London schnaufte. »Wenn ich dich nicht kennen würde, Jacques, hätte ich aufgelegt. Aber weil du es bist, sage ich dir, daß ich dich zurückrufe.«

»Alles klar, Junge.«

»Bis dann also.«

Deverell war zufrieden. Sogar so zufrieden, daß er sich einen zweiten Pernod gönnte und eine Schwarze zwischen die Lippen steckte. Die beiden Mädchen hatte er weggeschickt, vielleicht würde er sich wieder bei ihnen melden, aber das hatte Zeit. Wenn Deverell arbeitete, dann ließ er sich von Frauen nicht ablenken. Da hatte er seine Prinzipien, ansonsten nahm er, was sich ihm anbot.

In der vorletzten Woche war er vierzig geworden. Erste Falten zierten seine Haut. Die Frauen liebten dieses kleine Muster, auch die grauen Strähnen und die schwarze Haarpracht, sie machten einen Mann erst interessant.

Als das Telefon anschlug, nahm er erst noch einen Schluck und hob dann ab.

Es war nicht sein Bekannter aus London, sondern der Verleger, der ihm den Auftrag gegeben hatte.

»Sie sind zu Hause?« fragte der Mann.

»Wo soll ich sonst sein?«

»Ich dachte, Sie recherchieren?«

»Das tue ich auch.«

»Aber wie können Sie…?«

»Mein Lieber. Es gibt Reporter, die rasen immer nur herum und leben auf Spesen. Was bringen sie? Nichts. Ich arbeite anders. Ich denke nach und befinde mich bereits auf der Leiter zum großen Erfolg. Unterschreiben Sie den Scheck schon mal.«

»Sonst haben Sie keine Wünsche?«

»Doch, daß Sie aus der Leitung gehen. Ich erwarte nämlich einen wichtigen Anruf.«

»Mann, Sie – Sie…«

Da legte Deverell einfach auf. Er haßte es, wenn man ihn bei der Arbeit störte, da konnte der Kaiser von China kommen. Gelassen lehnte er sich zurück, legte die Beine hoch und stellte den roten Apparat auf seine Oberschenkel. Er nuckelte dabei an einer Schwarzen

und blies den Rauch seitlich durch die Lippen.
Wieder klingelte das Telefon. Ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, hob er ab und meldete sich.
Der Mann aus London war es diesmal. In der Leitung rauschte es, und Deverell mußte den Hörer härter ans Ohr pressen.
»Haben Sie Erfolg gehabt?« fragte er.
»Was bekomme ich, wenn?«
»Wir machen eine Sause.«
»So richtig gefährlich?«
Jacques grinste. »Noch gefährlicher.«
»All right, Junge aus Frankreich. Lassen wir Paris kopfstehen. Jetzt hör mal zu. Wenn diese Brenda Jones in Paris weilt, dann lebt sie immer in ihrer kleinen Wohnung.«
»Kein Hotel?« fragte Deverell dazwischen.
»Nein.«
»Jetzt brauche ich nur noch die Adresse«, sagte der Reporter und hielt seinen Kuli schreibbereit in der Hand.
»Avenue Victor Hugo Nummer 314.«
Der Reporter pfiff durch die Zähne. »Das ist ziemlich weit, am Bois de Boulogne.«
»Kann ich auch nichts für. Tu mal was für dein Geld. Davon wirst du ja genug bekommen, wie ich dich kenne.«
»Es hält sich in Grenzen. Die Inflation ist zu stark.«
»Wem sagst du das? Also, denk an die Sause, Junge.«
»Ist nicht vergessen.«
Um zum Bois de Boulogne zu kommen, mußte der Reporter quer durch Paris. Das gefiel ihm gar nicht, aber er wollte die Frau sprechen, daran führte kein Weg vorbei, und dafür war ihm auch keine Strecke zu lang. Er warf sich seine dünne Lederjacke über und fuhr mit dem alten Gitterfahrstuhl nach unten. Das Treppenhaus war breit. Es bestand aus Marmor und hellen Steinen. Wenn unten jemand sprach, dann hallte es hoch bis in den vierten Stock.
Zwei Wagen fuhr Deverell. Einen R4 für den Stadtverkehr und einen Alpine, wenn es richtig rundging. Diesmal entschied er sich für den dunkelroten R4, der zahlreiche kleine Beulen aufwies, die mengenmäßig noch von den Rostflecken übertroffen wurden.
Der Alpine parkte in einer Garage, der R4 nicht. Dafür war er fast zugestellt. Deverell fluchte, tickte einen deutschen Wagen leicht an und scherte dann aus der Lücke. Er sah zu, daß er auf die Champs Elysees kam, und das dauerte seine Zeit. Dort fuhr er dann flotter, es gab mehrere Fahrspuren. Die Straße, die er suchte, mündete in die Avenue Henri Martin. Dort in der Nähe wohnte Brenda Jones.
Hier gab es zahlreiche kleine Seitenstraßen. Dicht an dicht standen die Häuser, Altbauten, von denen ab und zu ein Haus renoviert

worden war oder einen neuen Anstrich erhalten hatte. Wie das, in dem Brenda Jones wohnte. Es leuchtete so gelb wie das Gefieder eines exotischen Vogels.

Natürlich fand Deverell keinen Parkplatz, so stellte er den R4 einfach auf den Bürgersteig. Der Strafzettel ging sowieso auf Spesen.

Er stieg aus. Ununterbrochen rollte der Verkehr in Richtung Bois de Boulogne. Reisebusse wirkten wie Ungeheuer aus Glas und Stahl.

Sie stießen blaugraue Abgasfahnen aus, die träge über die Gehsteige flatterten.

Das Haus hatte einen kleinen Vorgarten. Dort stand eine Bank, auf der eine dünne Frau saß. Als Deverell an ihr vorbeischritt, ruckte ihr Kopf wie der eines Geiers nach links.

»Wo wollen Sie hin, Monsieur?«

Deverell kannte sich mit Hausmeisterinnen aus, falls diese eine war. Er setzte sein bestes Lächeln auf und grüßte sehr freundlich.

»Ich möchte jemandem einen Besuch abstatten, Madame, wenn Sie gütigst erlauben.«

»Aha. Und wer ist das?«

»Eine Engländerin. Brenda Jones.«

»Die ist nicht da.« Die Stimme klang sogar bedauernd. Deverells Freundlichkeit hatte gewirkt.

»Das weiß ich, Madame. Sie hat es mir gesagt, sie rief mich nämlich aus London an.«

»Was wollen Sie dann hier?«

»Ich soll etwas für sie abholen.« Der Reporter sagte dies mit einem so unschuldigen Gesicht, daß die Frau erst gar nicht mißtrauisch wurde. Sie erhob sich sogar von ihrer Bank und ließ die rechte Hand in die Schürzentasche gleiten, wobei sie mit einigen Schlüsseln klimperte.

»Dann kommen Sie mal mit, Monsieur. Ich…« Auf einmal blieb sie stehen. »Moment, Madame Jones ist gar nicht da! Ich kann Sie nicht so ohne weiteres …«

»Aber sie hat mich angerufen.«

»Das kann jeder sagen.«

»Natürlich, Madame, ich bin sogar erfreut, daß Sie so mißtrauisch sind, aber nicht mir gegenüber. Ich bitte Sie…«

»Nein, das kann ich nicht machen.«

Jacques Deverell sah seine Felle davonschwimmen, das wollte er auf gar keinen Fall. Er griff zu Trick Nummer zwei. »Madame Jones sagte mir noch, daß Sie es natürlich nicht umsonst machen sollen. Sie bat mich deshalb, Ihnen fünfzig Franc zu geben. Natürlich nur, wenn es Ihnen recht ist…«

»Also, ich weiß nicht.« Die Frau zierte sich noch, obwohl ihre Augen bereits einen gierigen Glanz zeigten.

Jacques hielt den Schein schon in der Hand. »Nehmen Sie ihn.

Madame Jones hat es gut gemeint.«

»Ich gehe aber mit.«

»Selbstverständlich. Allein wäre ich sowieso nicht in die Wohnung gegangen. Bitte, Sie zuerst.« Der Reporter machte eine einladende Handbewegung.

Madame ging vor.

Man hätte nicht die Fassade neu anstreichen, sondern lieber einen Aufzug einbauen sollen. So mußte Deverell bis zum vierten Stock hoch, wo Brenda Jones eine kleine Wohnung unter dem Dach besaß.

Die Tür knarrte, als die Frau sie aufdrückte.

Muffiger Geruch drang in Deverells Nase. Es roch nach Staub, nach Schmutz, aber auch noch nach etwas anderem. Er kam nicht gleich darauf, wonach, zog ein paarmal die Nase hoch und schnüffelte.

Von der winzigen Diele zweigten zwei Türen ab. Eine führte in den Wohn-Schlafraum. Er war gleichzeitig das Arbeitszimmer. Billige Möbel, ein ebenso billiger Teppich und Staub, wohin man schaute. Das kleine Dachfenster war schräg und ließ nur wenig Licht durch, so daß es nie richtig hell im Zimmer wurde.

Peinlich aufgeräumt war der Schreibtisch, die Schubladen verschlossen.

Man hätte sie schon aufbrechen müssen.

An den Wänden hingen Bilder. Sie zeigten immer dieselben Mädchen. Vier schöne Girls mit erstklassigen Mannequinfiguren und lächelnden Gesichtern.

Das waren die vier.

Deverell blieb stehen und schaute sich die Fotos an. Verdammt, die Girls mußten zu finden sein, die konnte der Erdboden doch nicht verschluckt haben.

Auf dem Schreibtisch entdeckte der Reporter einen Kalender. Er war so groß, daß er für Notizen reichte.

Rasch blätterte er ihn durch.

Nichts, kein Hinweis auf die Mädchen. Die Suche hatte sich wohl als ein Fehlschlag erwiesen.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?« ertönte die Stimme der Frau.

»Gleich.«

Deverell schaute sich um. Ein Papierkorb stach ihm ins Auge. Er kippte den Inhalt aus, wobei es ihn nicht störte, daß zahlreiche Zigarettenkippen den abgewetzten Teppich bedeckten.

Auch Zettel und Notizen fielen mit. Zusammengeknüllt, so daß Deverell sie erst auseinanderziehen mußte.

Er las.

Meist unwichtige Nachrichten, Verabredungen zum Essen und so.

Die Daten lagen auch schon lange zurück. Dann hatte der Reporter Glück. Er fand einen Zettel, auf dem ein Datum geschrieben war, das

mit dem heutigen übereinstimmte. Unter den Zahlen las Deverell noch einen Namen. Orly.

Das war der Flughafen. Der Reporter überlegte. Nun bewies er, daß er nicht umsonst ganz oben stand. Wenn Brenda Jones etwas notiert hatte, dann war sie sicherlich von London abgeflogen, um heute am Flughafen zu sein, weil dort irgendein wichtiges Ereignis stattfand. Bestimmt holte sie die vier Mannequins ab.

Alles klar.

Deverell stand wieder auf. Er ging in die Diele und sah die Tür zum Nebenraum. Die Hausmeisterin war nicht zu sehen. Sie stand jedoch auf der Treppe und sprach mit einer anderen Frau.

Die beiden würden nicht stören.

Jacques Deverell öffnete die Tür. Dahinter lag ein winziges Bad.

Ein Wunder, daß überhaupt die alte Zinkwanne hineinpaßte.

In der Wanne lag eine Frau.

Blutüberströmt und tot.

Eine Kugelgarbe hatte Brenda Jones getroffen.

***

Im ersten Augenblick rührte sich keiner der Zuschauer. Alle standen wie erstarrt. Eine Tote, die plötzlich aufstand und sich dabei umschaute, das war zuviel.

Der Fahrer des Gabelstaplers hatte ebenfalls gestoppt. Er hockte auf seinem Sitz und hatte die Augen weit aufgerissen, denn begreifen konnte er nichts.

Das ging wirklich über seinen Verstand.

Aber ich begriff.

Lebende Tote, nichts Neues mehr für uns. Entweder Vampire, Zombies, Dämonendiener, Untote – meine Güte, man hatte so viele Ausdrücke dafür.

Auf Suko achtete ich nicht. Er war weitergegangen, vielleicht versperrte ihm auch der Ring der Neugierigen das Blickfeld. Auf ihn konnte ich momentan nicht zählen.

Aber ich wollte etwas tun und tat es auch.

Als ich mich vordrängeln wollte, zuckten die anderen zurück, weil sich die ›Tote‹ umgedreht hatte und auf die Menschen zukam.

Für einen Moment sah ich ihr Gesicht, dann war mir der Kopf eines Gaffers im Weg.

Meine Fäuste wollte ich nicht gebrauchen, zudem trug ich noch den Einsatzkoffer. Mit den Schultern verschaffte ich mir Platz, und mir gelang es auch, den Menschenring zu durchbrechen.

Freie Sicht!

Die Frau stand da. Sie hatte langes schwarzes Haar, trug ein buntes Kleid und darunter eine enge Hose aus dem gleichen Stoff.

Ich ging auf sie zu. Sie drehte sich etwas schwankend um, damit sie mich anschauen konnte, dabei öffnete sie den Mund, und ich hatte das Gefühl, von einem Schlag getroffen zu werden.

Die Frau vor mir war keine echte Tote, sondern wirklich eine Untote. Eine Wiedergängerin, ein weiblicher Vampir!

Ich hatte wieder einmal das Gefühl, daß mir die verfluchten Höllengeschöpfe nachliefen.

Schicksal, wie man so schön sagt.

Der Fahrer des Gabelstaplers fing sich als erster. Er sprang schreiend von seinem Fahrzeug und wollte weglaufen. Dagegen hatte die Untote einiges. Bevor er sich versah, drehte sie sich um, streckte ihren Arm aus, und wie der Zufall es wollte, bekam der Mann den Hieb gegen die Kehle.

Er taumelte zurück und fiel gegen seinen Stapler.

Der weibliche Vampir wollte sich schon auf ihn stürzen, da hörte er meine Schritte.

Ich hatte während des Laufens mein Kreuz hervorgeholt. Die Beretta hätte ich auch ziehen können, aber durch einen Schuß hätte ich nur eine Panik heraufbeschworen. Mit dem geweihten Kreuz konnte ich die Wiedergängerin ebenfalls erledigen.

Zuerst hörte ich einen Schrei, dann die Schüsse. Bevor ich die Untote erreichte, pfiff eine Kugel so nah an meinem Ohr vorbei, daß ich mich schleunigst zu Boden warf, mich dort überschlug, den Koffer verlor, weil er zu kantig und sperrig war, und gegen den Gabelstapler prallte, was mein Glück war, denn die zweite Kugel traf eine der Zinken, wo sie mit einem jaulenden Ton davonsirrte.

Was ich hier langsam erzähle, ereignete sich in Wirklichkeit blitzschnell.

Auf dem Platz stand der Lastwagen, der Gabelstapler kurz dahinter, und dann sah ich noch im Schlagschatten des Lkw den Renault vom Zoll.

Von dort war geschossen worden.

Eine Frau stand da. Vor ihr lag der Zöllner. Selbst aus der Entfernung erkannte ich das Blut, das unter seinem Körper hervorrann. In mir vereiste etwas, denn ich hatte die Frau mittlerweile erkannt. Es war eine alte ›Freundin‹ von mir.

Pamela Scott, genannt Lady X und Mitglied in Solo Morassos Mordliga.

Eine Todfeindin!

Sie also mischte wieder mit. Irgendwas hatten sie und die Mordliga in Paris vor, denn aus lauter Lust und Laune erschien sie nicht am Airport, die vier Särge waren der beste Beweis. Und natürlich der weibliche Vampir.

Lady X war in ihrem Element. Noch nie hatte ich bei einer Frau

soviel Kaltblütigkeit erlebt. Die war abgebrüht bis zum letzten, dabei war sie kein Dämon, sondern ein Mensch.

Da hatte sich Morasso die richtige ausgesucht.

Breitbeinig stand sie da, ganz in schwarzes Leder gekleidet, ein diabolisches Grinsen um die Lippen. Die Arme hatte sie ausgestreckt. Die Waffe hielt sie mit beiden Händen umklammert, und sie würde schießen, wenn ich nur den Kopf ein wenig hob. Ich fingerte nach der Beretta.

Die Neugierigen hatten sich verzogen. Voller Panik waren sie in alle Himmelsrichtungen verschwunden. Aber wo, zum Henker, steckte Suko denn?

»Auf den Wagen!« Die Stimme der Teufelslady gellte auf. »Los, fahr das Ding!«

Damit war nicht der Fahrer gemeint, sondern die Untote. Und sie fing es verdammt schlau an. Sie hatte sich den Mann gekrallt und schob ihn als Deckung so vor sich her, daß ich ihn und nicht sie getroffen hätte, wenn ich schoß.

Der Mann kletterte auf den Gabelstapler. Ich lag dahinter und suchte mir die linke Seite aus, an der ich mich vorbeischieben wollte, denn dadurch deckte mich das Gefährt gegenüber der Scott.

Auf dem Bauch bewegte ich mich voran. Den Einsatzkoffer ließ ich liegen. Ich hatte die Beretta und das Kreuz. Beides mußte reichen.

Der Gabelstapler ruckte an.

Wahrscheinlich war der Mann nervös, oder aber die Untote lenkte ihn selbst. Ich wurde davon überrascht, und für den Bruchteil einer Sekunde war die Hälfte meines Körpers zu sehen, worauf Lady X sofort reagierte, denn sie feuerte.

Diesmal zwitscherte die Kugel an mir vorbei. Viel fehlte nicht, und sie hätte mich getroffen.

Ich zog rasch die Beine an, damit ich weiterhin in Deckung bleiben konnte.

Gewaltig tauchte der Lastwagen vor mir auf, für dessen Ladefläche die Särge bestimmt waren. Die beiden Gabeln standen bereits so hoch, daß die Ladung auf die Fläche geschoben werden konnte.

Einen Zeitverlust gab es somit nicht.

Natürlich wollte ich verhindern, daß die makabre Fracht an ihrem Ziel ankam. Ich sprang hoch, um mir die Untote zu schnappen, erreichte auch die Fahrerseite, doch da reagierte der weibliche Vampir.

Er machte es verdammt geschickt und raffiniert. Noch als ich mich in der Bewegung befand, flog mir eine Gestalt entgegen, die die Untote angestoßen hatte.

Es war der Fahrer.

Ausweichen konnte ich nicht mehr, und so prallten wir beide

zusammen…

***

Suko war schon vorausgegangen. Er hatte Sehnsucht nach Shao und wollte so rasch wie möglich ins Hotel und deshalb keine Zeit mehr verlieren.

Etwa zwanzig Schritte weiter warteten Taxis. Diesen Standplatz hatte sich der Chinese als Ziel ausgesucht und es auch schon fast erreicht, als er die aufgeregten Rufe und Schreie hörte.

Augenblicklich vergaß er sein Vorhaben und kreiselte herum. Er konnte nicht erkennen, was sich abspielte, weil die Gaffer ihm die Sicht nahmen, dann jedoch spritzten die Leute auseinander, so daß Suko freies Sichtfeld hatte. Und er hörte die Schüsse.

Dabei sah er John Sinclair, wie sich dieser in Deckung warf, und er sah auch den zerstörten Sarg sowie das Wesen, das darin gelegen hatte und jetzt langsam aufstand.

Suko wurde einiges klar.

Er hatte es hier nicht mit einem echten Toten zu tun, sondern mit einer Wiedergängerin – einer Untoten, einer lebenden Leiche.

Erzfeinde von John und ihm.

Für den Chinesen gab es kein Halten. Er ließ den Koffer fallen und jagte los. Er mußte John zu Hilfe kommen, zu zweit schafften sie es leichter.

Suko schaltete richtig, aber er hatte nicht mehr an die beiden Männer aus dem Lastwagen gedacht.

Einer hatte ihn gefahren, der andere war der Beifahrer. Und sie waren plötzlich da.

Von zwei Seiten stürmten sie auf den Chinesen zu, und bevor Suko etwas unternehmen konnte, hatten sie ihn schon.

Ein Bein und eine Faust. Beides hochgerissen durch einen Karatesprung, da war Suko machtlos.

Der Tritt traf ihn in die Hüfte, die Faust explodierte seitlich in seinem Gesicht. Hinzu kam die Wucht des Laufens, und diesen doppelten Hammer schluckte auch Suko so leicht nicht.

Er stolperte, fiel dabei über seine eigenen Beine und legte sich lang. Zum Glück war er so reaktionsschnell, daß er seinen Körper noch ein wenig zusammenzog und sich über die Schulter abrollte.

Dennoch konnte er den Aufprall durchaus als den dritten Hammer bezeichnen.

Sofort waren die beiden über ihm, rissen ihn hoch und schleiften Suko auf den Lastwagen zu, wo sie ihn hart gegen den Kühlergrill warfen und einer ihn festhielt.

Der Chinese sah die Kerle nicht sehr klar, nur verschwommen waren sie zu erkennen, und ihre Gesichter zerliefen vor seinen Augen zu

einer breiigen Masse.

Sie trugen Overalls und Mützen mit dunklen Schirmen aus Zelluloid auf dem Kopf.

Einer der Kerle griff in die rechte Seitentasche. Er holte einen Schraubenzieher hervor.

Sein Grinsen sagte mehr als tausend Worte. Mit der Faust hielt er den Griff des Schraubenziehers fest. Dann holte er genüßlich aus.

Gefahr!

Dieses eine Wort schrillte durch Sukos Hirn und mobilisierte seine Reserven.

Plötzlich sah er wieder klarer, und bevor der Typ zustechen konnte, hob Suko seinen rechten Fuß und drosch das Bein sofort wieder nach vorn. Er traf hart.

Der Kerl im Overall preßte die Beine zusammen und ging in die Knie. An den Schraubenzieher dachte er nicht mehr. Kalkig war seine Gesichtsfarbe geworden.

Aber da war noch einer.

Der hieb Suko ins Gesicht. Allerdings lag nicht soviel Kraft hinter dem Schlag. Suko steckte ihn weg, blockte den nächsten ab und konterte selbst.

Die Handkante sichelte durch die Luft und traf etwas Weiches.

Der Schläger holte pfeifend Luft. Dann schüttelte er den Kopf und stand sofort in Abwehrstellung.

Suko hatte nichts mehr zuzusetzen. Er mußte sich ebenfalls erholen, lehnte nach wie vor an der Kühlerfront und schnappte nach Luft. Wie durch Watte gefiltert vernahm er die Geräusche, hörte die Schreie und auch die Schüsse.

Allmählich ging es ihm besser. Auch sein Gedankenapparat arbeitete wieder, und er dachte an die Beretta unter seiner Achsel.

Suko wollte die beiden Kerle nicht töten, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen, aber er wollte sie in Schach halten.

Da kam ihm die Waffe gerade recht.

Dagegen hatten die anderen etwas. Sie waren hartgesottene Typen und kannten die Bewegung, wie Suko sie machte. Sofort warfen sie sich vor. Ohne Rücksicht auf Verluste. Einer kassierte noch einen Kniestoß, dann jedoch hatten sie es geschafft und nagelten den Chinesen durch ihr Gewicht an der Kühlerschnauze fest.

Sie wollten seine Arme auseinanderreißen, doch Suko ließ nicht einmal zu, daß sie die Handgelenke zu fassen bekamen.

Er winkelte die Arme an und hieb nach rechts und links mit beiden Ellbogen.

Er traf gut.

Der rechte Kerl bekam die Knochenspitze gegen den Hals, dem zweiten schrammte die andere über das Kinn. Beide lockerten ihre

Griffe, so daß Suko Platz hatte.
Den brauchte er auch, denn allzu lange konnte er sich mit den Kerlen nicht mehr herumschlagen. Er mußte ihnen zeigen, was eine Harke war, zudem dachte er an seinen Freund John Sinclair, der vielleicht Hilfe benötigte.
Auf dem ersten Erfolg ruhte sich Suko nicht aus, sondern fightete weiter. Er hechtete auf den links neben ihm stehenden Typ zu und jagte ihm einen Haken gegen den Kiefer, der sich gewaschen hatte.
Der Mann flog fast aus den Schuhen und krachte zu Boden.
Schon hing Suko der zweite im Nacken. Er hatte sich auf den Chinesen geworfen, und die Wucht riß beide von den Beinen, so daß sie zu Boden prallten.
Sie krallten sich ineinander, überschlugen sich, kämpften, keuchten, und keiner gab nach.
Sukos Gegner versuchte, dem Chinesen die Kehle zuzudrücken.
Doch seine Hände glitten ab, weil Suko zuschlug und das Gesicht des Mannes traf.
Der gurgelte auf.
Sofort setzte Suko nach.
Ein Stoß mit dem Ellbogen traf das Kinn seines Gegners. Dessen Kopf wurde in den Nacken gerissen, die Augen hatten plötzlich einen glasigen Schimmer, und Suko brauchte ihn quasi nur noch mit der Faust zu ›streicheln‹, um Ruhe zu haben.
Der Typ verabschiedete sich.
Suko atmete auf. Er wollte sich auf die Beine stemmen, als er vor sich das Geräusch hörte. Ein dumpfes Brummen erklang, die Kühlerfront zitterte, und dem Chinesen war klar, was vor ihm ablief.
Jemand hatte den Lastwagen gestartet.
Sein Blick flog hoch.
Sukos Augen weiteten sich, als er erkannte, wer da hinter dem Lenkrad Platz genommen hatte.
Lady X!
Sie hielt nicht nur das schwere Volant fest, sondern auch einen Revolver, dessen Mündung leicht gekippt war und auf den am Boden liegenden Chinesen wies…

***

Ich hatte sowieso noch nicht die richtige Standfestigkeit und konnte dem Aufprall nichts mehr entgegensetzen.
Hart fiel ich auf das Pflaster, hatte noch das Pech, unten zu liegen, und spürte nur das Gewicht des Fahrers. Der Mann war in Panik geraten. Wie ein Wilder schlug er um sich, konnte sich nicht beherrschen. Ich bekam Schläge und Tritte ab, schaffte es nicht, ihn abzuwehren, und als ich ihn endlich von mir gestemmt hatte, da

drehte er sich herum und warf sich abermals auf mich.

Ich verlor meine Beretta und hatte Mühe, mich der Schläge zu erwehren.

Dann kam ich mit einer Rechten durch. Sie traf das Kinn des Mannes, und der Schlag riß seinen Kopf in den Nacken. Noch einmal setzte ich nach, diesmal mit der gekrümmten Handkante, und jetzt war mir auch das so lang vermißte Glück hold.

Der Fahrer verdrehte sie Augen. Er gab einen Seufzer von sich und fiel um.

Ich atmete auf. Meine Beine zog ich unter seinem Körper weg und kam taumelnd hoch. Schwindlig war mir, aber ich durfte keine Sekunde verlieren.

Daß mich der Kampf zuviel Zeit gekostet hatte, das merkte ich schon, denn der weibliche Vampir war verschwunden. Die Untote hatte es tatsächlich geschafft und die Särge eingeladen. Soeben fiel die Plane an der Ladefläche nach unten.

Ich raffte hastig meine Beretta an mich und wollte ebenfalls auf die Ladefläche springen. Die Untote durfte mir nicht entkommen.

Ein gewaltiger Satz brachte mich an den Wagen, ich riß die Plane hoch, hörte im selben Augenblick die Schüsse und sah auf der Ladefläche die Gestalt eines gewaltigen Wesens. Vampiro-del-Mar!

***

Lady X war eine Frau, die keinerlei Gnade oder Pardon kannte.

Das wußte auch Suko. Sie würde schießen, und sie tat es.

Selbst durch die Scheibe sah der Chinese, wie sich ihr Gesicht verzerrte, dann drückte sie ab.

Zweimal!

Das Fenster bekam ein Muster, Löcher erschienen, gleichzeitig fuhr der Wagen mit einem Ruck an, und Suko konnte nicht mehr zur Seite weg, die Räder hätten ihn immer erfaßt.

Aber er hatte noch eine Chance.

Seinen von Buddha geerbten Stab, den wollte er einsetzen.

Selten hatte Suko ihn so schnell hervorgerissen. Kaum hatten sich seine Finger um den Stab geschlossen, als er auch schon das bewußte Wort schrie, das die Zeit für fünf Sekunden anhielt.

»Topar!«

Um den Chinesen herum erstarrte alles. Suko sah dicht vor sich den gewaltigen Reifen, der über seinen Körper gefahren wäre, rollte sich zweimal um die Achse, kam auf die Füße und hetzte um die Kühlerschnauze herum, um die Fahrertür aufzureißen.

Seine Hand hatte den Griff soeben berührt, da war die Zeitspanne um.

Suko stand noch nicht richtig, der Wagen fuhr weiter, er selbst

rutschte ab, berührte den Boden und hatte Glück, daß er nicht von den Beinen gerissen wurde.

Der Lkw fuhr an ihm vorbei.

Zwei Sekunden dauerte das Ganze, bestimmt nicht länger. Suko sah die Hecklichter des Wagens und auch die Ladefläche.

Dort hing jemand mit dem Unterkörper nach draußen. Die Beine baumelten, und der Chinese wußte sofort Bescheid, als er die Kleidung sah.

John Sinclair!

***

Jacques Deverell dachte nach, nachdem er die Badezimmertür hastig geschlossen hatte. Die Tote dort lag sicherlich schon seit zwei Tagen in der Wanne, und sie bot einen wirklich grauenhaften Anblick.

Jemand hatte Brenda Jones erschossen.

Aber wer?

Deverell krauste die Stirn. Aus dem Hausflur hörte er noch immer die Stimmen der beiden Frauen. Sie unterhielten sich ziemlich laut über irgendwelche Leute aus der Nachbarschaft, und ihre Stimmen störten den Reporter in seinen Überlegungen.

Er beschloß, das Haus zu verlassen. Natürlich würde er der Frau nichts von der Toten sagen und auch die Polizei noch nicht sofort anrufen, erst wollte er sehen, was es mit dem Flughafen auf sich hatte. Deverell gab nicht gern Informationen preis.

Er verließ die Wohnung, behielt den Türgriff noch in der Hand und schaffte es, ein Lächeln aufzusetzen, obwohl ihm doch ziemlich flau im Magen war.

»Es ist alles klar«, sagte er.

Die beiden Frauen unterbrachen ihr Gespräch. Sie schauten Jacques neugierig an. »Haben Sie die Nachricht gefunden?« erkundigte sich die Hausmeisterin.

»Ja, das habe ich.«

»Es freut mich für Sie. Und wenn Sie mit Madame sprechen, dann bestellen Sie einen schönen Gruß.«

»Mach ich glatt«, sagte der Reporter und eilte an den beiden Damen vorbei.

Sie schauten ihm nach, und Jacques hörte, wie die zweite Frau nach ihm fragte, die andere jedoch kaum eine Antwort geben konnte. Deverell war froh, daß er seinen Namen nicht genannt hatte.

Draußen zündete er sich erst einmal eine Schwarze an, klemmte sie in den Mundwinkel und dachte nach.

Dazu jedoch setzte er sich in seinen Renault.

Es sah nicht gut aus, wirklich nicht. Mord war hinzugekommen, das gefiel ihm überhaupt nicht. Mord war immer ein heißes Eisen, egal,

wer da getötet worden war. Ob eine Unterweltsgröße oder irgendein Clochard. Bei Mord reagierten die Bullen immer sauer.

Und jetzt Brenda Jones!

Was hatte sie getan? Weshalb war sie getötet worden? Sie war an sich harmlos, das ganze Drum und Dran, der Wirbel mit den vier Mannequins, das war Schau, eine reine Masche, für die Presse enorm wichtig, denn dann hatten sie was zu schreiben, wo doch die Politik schon traurig genug war.

Und jetzt dieser Mord!

Er paßte Jacques Deverell überhaupt nicht ins Konzept. Es wäre nicht der erste Kriminalfall, in dem er recherchiert hätte, aber damals hatte er noch als Gerichtsreporter gearbeitet, und da waren die Fälle zumeist schon aufgeklärt gewesen. Hier jedoch stand er am Anfang, und das war schlecht.

Natürlich kannte er das Geschäft der Modespionage. Da ging es knallhart zur Sache, es wurde auch mal mit Erpressung und Korruption gearbeitet, aber Morde hatte es in Paris wegen einer Modesache, die sich schnell überholte, noch nie gegeben. Höchstens in New York, wo die Mafia im Modegeschäft mitmischte. Hier jedoch nicht.

Es mußte etwas anderes dahinterstecken. Zugleich kam dem Reporter auch ein schrecklicher Verdacht. Alle Welt suchte nach den vier Mannequins, und er hatte Brenda Jones gefunden. Als Leiche.

Konnte man dann nicht folgern, daß die Mannequins auch tot waren?

Eine schreckliche Vorstellung, ein widerlicher Gedanke, und der Reporter schüttelte sich.

Die Schwarze verbrannte ihm fast die Lippen. Hastig nahm er die Zigarette aus dem Mund und schnippte den Stummel durch das Fenster, genau vor die Füße einer Hostess, die ihn wegen Falschparkens aufschreiben wollte.

»Ich fahre schon«, sagte Deverell.

Die Hostess hatte ihren strengen Tag, sie blieb unnachgiebig, und Jacques mußte löhnen.

Er zahlte, ohne die Frau anzusehen und auch ohne noch etwas dagegen zu sagen. Seine Gedanken befanden sich ganz woanders, sie beschäftigten sich mit der Toten.

Immer wieder gelangte er zu dem Schluß, daß es sich dabei um Killerarbeit gehandelt haben mußte. Denn nur die Elite der Unterwelt feuerte mit Maschinenpistolen. Zumeist waren es die Profis unter den Banden. Nach Deverells Meinung mußte Brenda Jones dem Syndikat in die Quere gekommen sein.

Er bugsierte seinen R4 aus der Lücke, wendete auf der Straße und fuhr zurück.

Zum Flughafen hatte die Frau gewollt. Und zwar heute.

Warum? Welches Ereignis fand dort statt, das in einem Zusammenhang mit den vier Mannequins stehen könnte?

Er wußte es nicht, und er wußte eigentlich auch nicht, was er in Orly sollte. Das war ein riesiger Komplex. Wenn man dort jemanden suchte, fand man ihn so gut wie nie.

Deverell schaltete seinen Verstand ein. Und der sagte ihm, daß er sich vielleicht nach landenden Maschinen aus London erkundigen sollte. Brenda war Engländerin, vielleicht hatte sie ihre vier Häschen in London versteckt gehabt, dort kannte sie sich schließlich aus. Jetzt wollte sie die Mädchen eben heimlich nach Frankreich schaffen.

Deverell kam nur langsam voran, geriet immer wieder in Ampelstaus, und er konnte auch keine Abkürzungen fahren, denn die Straßen waren zu.

Paris am Nachmittag, eine kleine Hölle. An sich immer. Bis auf die frühen Morgenstunden, wo die gewaltige Stadt an der Seine Atem holte. Jacques Deverell erreichte trotzdem sein Ziel.

Irgendwann sah er die Gebäude des Flughafens und befand sich mit seinem kleinen Wagen auf einer der Zufahrtsstraßen.

Irgend etwas stimmte nicht, das merkte Jacques sofort. Da war ihm einfach zuviel Polizei. Auch hinter ihm, denn wie ein Blitz huschte ein mit eingeschalteter Sirene fahrender Polizeiwagen vorbei.

Hatte es eine Entführung gegeben?

Jacques Deverell spürte ein leichtes Ziehen im Nacken. Er kannte das Gefühl. Es stellte sich immer dann ein, wenn etwas Überraschendes in der Luft lag.

Deverell bog in einen Kreis ein und sah die verschiedenen Hinweisschilder auf die An- und Abfahrten.

Er sah auch noch mehr.

Einen Lastwagen, der beschleunigt wurde, einen im Wege stehenden Wagen rammte und weiterfuhr.

Die Ladefläche war zwar geschlossen, doch die Plane nicht festgezurrt. Sie wurde hochgehoben, und Jacques Deverell sah für einen Moment sehr deutlich ein Gesicht.

Es gehörte Violetta Valeri, einem der vier verschwundenen Mannequins!

***

Der Anblick war ein echter Schock für mich, obwohl ich eigentlich damit hätte rechnen müssen, denn ein Mitglied der Mordliga erschien selten allein.

Lady X hatte also Vampiro-del-Mar mitgebracht. Vielleicht auch noch Tokata oder Xorron. Bei denen wußte man nie, womit man noch rechnen sollte.

Ich befand mich natürlich in einer sehr ungünstigen Lage. Mit hartem

Griff klammerte ich mich fest und war mehr denn je entschlossen, die Ladefläche zu entern, um mich Vampiro-del-Mar zu stellen.

Vampiro-del-Mar hatte mich ebenfalls gesehen. In seinen Augen leuchtete es auf. Wir beide kannten uns, waren Feinde, und wenn es eben ging, dann wollte einer den anderen vernichten.

Auch die Untote war an mir interessiert. Sie wollte in meine Haare packen, als sie von Vampiro-del-Mar einen Schlag erhielt, der sie zurück gegen die Särge schleuderte.

Jetzt hatte er freie Bahn.

Er öffnete seine gewaltigen Pranken zu Würgeklauen. Das Gesicht verzerrte sich, die beiden langen Eckzähne zitterten, so erregt war er.

Tod! Er wollte meinen Tod.

Ich mußte zusehen, daß ich auf den Wagen kam, bevor der Kerl es schaffte, mir die Kehle zuzudrücken, um anschließend seine Hauer in meinen Hals zu hacken.

Da hörte ich das Wort.

Schwach nur, aber ich verstand es.

Und augenblicklich stand die Zeit still!

Auch Vampiro-del-Mar erstarrte. Ihn hatte die Magie des Stabes ebenso getroffen wie mich. Beide konnten wir uns nicht rühren.

Ich hatte es noch immer nicht geschafft, mich auf die Ladefläche zu hieven. Nach wie vor hing ich in der Schräglage, steif, bewegungslos, und dann waren die fünf Sekunden um.

Viel zu schnell.

Genau dort, wo der Bewegungsfluß aufgehört hatte, begann er auch wieder.

Übergroß erschienen mir die Klauen des Supervampirs. Und dann packten sie zu.

Das waren Eisenklammern, die sich um meine Kehle legten.

Erbarmungslos schnürten sie mir die Luft ab. Ich kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, und Vampiro-del-Mar würgte mich nicht nur, er zog mich gleichzeitig in den Wagen hinein, während die Untote laut kreischte und ihn anfeuerte.

Dann hatte er Pech.

Der Lkw fuhr an.

Ziemlich ruckartig, er wurde regelrecht durchgeschüttelt.

Vampiro-del-Mar, der sich vorgebeugt hatte, geriet ins Schwanken, und auch ich verlor den Halt, obwohl mich der Supervampir nach wie vor festhielt. Wir wurden beide zurückgestoßen, verloren das Gleichgewicht und kippten von der Ladefläche.

Wuchtig war der Aufprall. Ich spürte ihn bis in den letzten Winkel meines Kopfes.

Nun weiß ich nicht, ob Vampire ebenso erschrecken wie Menschen. In diesem Fall mußte es wohl so gewesen sein, denn Vampiro-del-Mar

ließ mich los.
Plötzlich bekam ich wieder Luft. Verschwommen sah ich den Himmel. Mund und Augen hatte ich weit aufgerissen, wobei ich mich über den Beton wälzte und ein Schatten in mein Blickfeld geriet.
»John, weg!«
Himmel, das war Suko!
Und er griff den Vampir an.
Suko wuchtete seinen Körper vor. Er hatte die Dämonenpeitsche gezogen, hieb damit zu, doch Vampiro-del-Mar bewies, daß er gelernt hatte, zu kämpfen.
Er ging Suko nicht voll an, sondern griff zu einem Trick.
Blitzschnell tauchte er unter dem Hieb mit der Peitsche hinweg, stieß dann seinen Arm vor, und die Hand traf Suko genau unter die Achselhöhle.
Es war ein harter und gemeiner Schlag, den Suko auch so leicht nicht verkraftete.
Die Peitsche wurde ihm aus den Fingern gerissen, und er selbst taumelte zurück.
Jetzt konnte Vampiro-del-Mar nachsetzen. Er hatte noch die Chance, denn ich war noch nicht völlig wieder fit und hockte nach wie vor am Boden.
Der Supervampir überlegte es sich anders. Bevor wir irgend etwas unternehmen konnten, war er schon weg.
Mit gewaltigen Sätzen rannte er hinter dem Lastwagen her, der noch nicht seine volle Geschwindigkeit erreicht hatte, und Vampiro-del-Mar schaffte es tatsächlich, ihn einzuholen.
Kurz bevor er ihn erreichte, wuchtete er sich vom Boden ab, hechtete durch die Luft und bekam die Ladeklappe zu packen. Er hämmerte förmlich dagegen, mußte nachfassen, umklammerte die Plane, und dann erschien die Wiedergängerin, um ihm auf den Wagen zu helfen. Sie drohte uns. Als letztes sahen wir ihr Gesicht, dann fiel die Plane zu, und der Wagen rollte davon.
Vampiro-del-Mar hatte es wieder einmal geschafft!
Suko stand neben mir. Er streckte den Arm aus. Ich erfaßte seine Hand und ließ mich von ihm hochziehen.
Um uns war der Teufel los. Erst jetzt kamen wir dazu, die Umgebung wahrzunehmen. Wir hörten das Heulen der Polizeisirenen, mehrere Wagen fuhren an, und in all dem Trubel fiel mir ein roter Renault R4 auf, der auf eine halsbrecherische Art und Weise gewendet hatte, um die Verfolgung des Lastwagens aufzunehmen. Jedenfalls fuhr der Wagen die gleiche Strecke.
Suko und ich waren im Nu umringt. Fragen stürmten auf uns ein.
Jemand hatte sich unseres Gepäcks angenommen, und zwei Männer in Zivil hasteten herbei. Ihre glatten Gesichter sprachen Bände. So

sehen meist Geheimdienstleute aus.

Dann wurden wir abgeführt. Wie Schwerverbrecher nahm man uns in die Mitte und brachte uns an den staunenden Gaffern vorbei zurück zum Flughafen.

Vergeblich versuchte ich, mich verständlich zu machen. Ich wollte, daß man den Wagen verfolgte. Die Männer hörten nicht. Unsanft faßten sie uns an, stießen uns vor, und ihre Gesichter blieben dabei steinern.

In einer Zelle landeten wir, wurden auf eine harte Pritsche geschoben, und zwei Uniformierte hielten ihre Maschinenpistolen in den Händen. Die Mündungen wiesen auf uns. Mich beunruhigte so etwas immer. Über meine Schultern lief ein Frösteln. Wir wurden durchsucht.

Alles nahm man uns weg. Sogar den Hosengürtel, so daß wir uns wie tragischkomische Witzfiguren fühlten. Erst einmal wurden sämtliche Papiere und persönliche Gegenstände auf einem Tisch ausgebreitet, neben dem Einsatzkoffer und dem schmalen Kasten, in dem Desteros Schwert lag. Die Gepäckstücke hatten sie noch nicht geöffnet. Sie beschäftigten sich zu allererst mit unseren Personalien.

Ein grauhaariger Mann, der etwa zehn Jahre älter war als ich, fungierte hier als Leiter. Er hatte das Gesicht einer Bulldogge, trug einen zu engen, braunen Anzug und hielt meinen Ausweis in der Hand. Nicht nur den, auch das Sonderpapier, das vom englischen Innenminister ausgestellt war. Hoffentlich verstand der Mann soviel von unserer Sprache.

Ich hockte neben Suko auf der Bank, hatte meine Hände flach auf die Oberschenkel gelegt und schaute zu dem Beamten hoch. Der blätterte in den Papieren, verglich beide Ausweise miteinander, und seine Augenbrauen, sie wirkten wie kleine, ergraute Holzbalken, schoben sich langsam in die Höhe, wobei seine Stirn das Muster eines Waschbretts annahm.

Er sagte noch immer nichts, sondern warf mir nur einen scharfen Blick zu.

Dann legte er die Papiere zusammen und nahm sich Sukos Ausweis vor. Der Chinese war zwar nicht beim Yard angestellt, aber es liefen Verhandlungen, daß wir ihn übernahmen. Allmählich wurde es auch Zeit damit. Schließlich konnte der Chinese den Conollys nicht immer auf der Tasche liegen. Gesagt hatte ich meinem Freund allerdings nichts davon. Für Suko sollte es eine Überraschung werden.

Der Ausweis des Chinesen landete dort, wo auch meine Papiere lagen. Dann nickte der Grauhaarige und schickte plötzlich sämtliche Männer nach draußen. Auch die Bewacher.

Die Leute schauten erst dumm aus der Wäsche, fügten sich jedoch und verschwanden.

Der Mann kam auf uns zu. Mir reichte er zuerst die Hand. »Ich heiße Paul Meurisse«, erklärte er, »und möchte mich bei Ihnen entschuldigen. Ich wußte nicht, daß ich zwei Kollegen vor mir habe. Zudem kenne ich ihren Namen, Monsieur Sinclair, obwohl ich nicht direkt etwas mit der Polizei zu tun habe.«

»Geheimdienst?«

Er nickte. Dann begrüßte er Suko. Er gab uns alles zurück.

Während wir die Gürtel in die Schlaufen schoben, berichtete ich.

Meurisse hörte aufmerksam zu, kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Er wußte genau Bescheid, und er stellte auch nichts in Abrede, wie wir vielleicht hätten erwarten können.

»Haben Sie eine Fahndung eingeleitet?« erkundigte ich mich.

Da mußte Meurisse passen.

»Dann sind sie Ihnen also entwischt.«

»Wir hielten uns an Sie«, erwiderte der Grauhaarige knapp, »aber ich werde es noch in die Wege leiten. Kann ich eine Beschreibung haben, Messieurs?«

Ich gab sie ihm und er ging.

Suko schaute mich an. »Was hältst du denn von der ganzen Sache?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Dr. Tod und seine Mordliga haben in Paris irgend etwas vor. Allerdings weiß ich nicht, was. Man müßte den Weg der Särge zurückverfolgen.«

»Darum kann sich Meurisse kümmern.«

»Genau.«

Wir sagten es dem Abwehrmann auch, und der erwachte zu einer fieberhaften Aktivität. Es dauerte nur Minuten, dann wurde ein Mann hereingeführt, der sich als La Salle vorstellte. Den Vornamen habe ich vergessen. Die von Suko überwältigten Männer waren noch nicht vernehmungsfähig.

»Sie sind der Pilot, der die vier Särge geflogen hat?«

»Ja.«

»Dann berichten Sie mal.«

Wir erfuhren, daß La Salle von einer schwarzhaarigen Frau den Auftrag erhalten hatte. Sie versicherte ihm, daß nichts Schlimmes daran war, kein Rauschgift und so.

»Sind Sie nicht mißtrauisch geworden, daß es gleich vier Särge auf einmal waren?« fragte ich dazwischen.

Er schob seine Mütze in den Nacken. »Das schon, Monsieur. Ich habe auch ein paarmal nachgefragt, aber die Frau sagte mir, daß alles in Ordnung wäre.«

»Wie hieß sie?« wollte Meurisse wissen.

»Scott.«

»Sie hat nicht einmal ihren Namen geändert«, bemerkte ich.

Der Geheimdienstmann warf mir einen schnellen Blick zu.
»Dann kennen Sie die Frau?«
»Ja, aber später mehr.«
Meurisse verstand und wandte sich wieder an den Piloten.
»Erzählen Sie mal weiter.«
»Nun, da gibt es nicht viel zu sagen, Monsieur. Ehrlich nicht. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, außerdem ist ja die Fracht noch vom Zoll kontrolliert worden.«
»Der Zöllner ist schwer verletzt. Ich hoffe, daß er durchkommt«, erwiderte Meurisse.
»Das tut mir leid.«
»Sonst wissen Sie nichts?«
»Nein.«
»Hat Ihnen die Frau gesagt, was sie hier in Paris vorhatte?« schaltete ich mich ein.
La Salle lachte auf. »Die und etwas gesagt? Himmel, ich kenne verdammt viele Frauen, bin in der Welt auch herumgekommen, aber so etwas ist mir noch nie begegnet. Wie ein Eisblock, ehrlich, da hatte man Angst, sie anzusprechen.«
Ich konnte mir gut vorstellen, wie es La Salle zumute gewesen sein mußte. Ja, Lady X war ein Eisblock, wenn man das mal so sagen durfte. Sie war äußerst gefährlich, ein regelrechtes Biest, eine Frau, die keine Gefühle kannte.
»Kann ich gehen?« fragte La Salle.
Meurisse nickte. »Ihre Personalien haben wir ja.«
La Salle verschwand. Der Grauhaarige schaute uns an. Ein paar Schweigeminuten vergingen. Dann fragte Meurisse: »Können Sie sich vorstellen, was diese Frau hier gesucht hat?«
»Nein. Aber setzen Sie Ihre Einheiten in Alarmbereitschaft. Wenn Lady X loslegt, geht sie über Leichen, das sollten Sie wissen, Monsieur.«
»Ja, danke. Wo wohnen Sie?«
»Hotel Dieu.«
»Vornehmer Laden.«
»Wir sind eingeladen worden.«
»Ach, dann sind Sie nicht dienstlich hier?« wunderte sich der Agent.
»Nein. Unsere Frauen sind hier nach Paris kommen, um eine Modenschau zu besuchen.«
»Ja, die ist hier zur Zeit Thema Nummer eins. Vier geheimnisvolle Mannequins, die niemand kennt, tragen und stellen die neue Kollektion vor.«
»Von welchem Modeschöpfer?«
»Das sind mehrere. Sie haben sich zusammengetan und wollen neue Märkte erobern. Fragen Sie mich nur nicht mehr, ich bin da nicht

genau informiert. Modenschauen haben mich noch nie interessiert, die Mode übrigens auch nicht.«

Das konnte ich mir bei ihm vorstellen.

»Seltsam ist es doch«, meinte Suko und stützte seinen angewinkelten Arm auf das Knie.

»Was ist seltsam?« fragte ich.

»Vier Mannequins und vier Särge.«

Paul Meurisse lachte. »Sie sind gut, wirklich. Sehen Sie da etwa einen Zusammenhang?«

»Möglich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, das glaube ich einfach nicht.«

Der Chinese hob nur die Schultern.

Wir aber wollten gehen. Im Hotel mußten wir uns umziehen.

Die Frauen warteten sicherlich schon auf uns.

»Soll ich Sie hinbringen lassen?« bot sich Meurisse an.

»Danke, wir nehmen ein Taxi.«

»Wie Sie wünschen. Auf jeden Fall hören wir noch voneinander, wie ich annehme?«

»Ganz sicher.«

Dann gingen wir.

***

Jacques Deverell hatte es tatsächlich geschafft und den Wagen nicht aus den Augen verloren. Jetzt war er froh, den kleinen R4 zu fahren, denn er fiel überhaupt nicht auf. Mit ihm wand er sich in jede Lücke, und er klebte dem anderen förmlich an den Hinterreifen.

Die Fahrt ging quer durch Paris. Mitten hinein in die Staus, in das Chaos aus Fahrzeugen. Als Fahrtziel kristallisierte sich nach einiger Zeit die östliche Richtung heraus, und dann erreichten sie schon die ersten Vororte, wo die meisten Menschen lebten. Eingepfercht in gewaltige Betonhochhäuser, denn die Mieten in der City von Paris waren nicht mehr zu bezahlen.

Zum Glück hatte Jacques am Morgen getankt, und so kam er bis St. Mande, wo das Ziel des Lastwagens lag.

Hier endeten auch die Metro-Stationen, die die Vororte mit der Innenstadt verbanden. Die Umgebung wirkte bereits sehr ländlich.

Auf einer gepflasterten Straße rollten sie voran, und Deverell hatte sich weiter zurückfallen lassen.

Bäume rechts und links, hin und wieder ein paar Häuser, dann bog der Lastwagen rechts ab. Er fuhr in einen Wald hinein.

Deverell blieb dran. Schon bald sah er, daß der Wald ein Park war und der Wagen auf ein flaches Haus zufuhr, das Ähnlichkeit mit einem Reitstall aufwies.

Deverell fuhr den Wagen dicht an den Wegrand, stieg aus und ging

zu Fuß.

Er kam auf das Grundstück, den Lastwagen sah er nicht mehr, wahrscheinlich parkte er hinter dem Haus, und in Deckung eines hohen Busches blieb er hocken.

Das war gut so, denn bereits nach wenigen Minuten sah er die Fahrerin. Sie kam hinter dem Haus hervor und lief mit schnellen Schritten die breite Eingangstreppe hoch.

Der Reporter, ein Frauenkenner, verspürte ein leichtes Herzklopfen. So etwas passierte bei ihm nur sehr selten, doch dieses Weib da war schon eine Wucht.

Mit zahlreichen Girls hatte Deverell die Betten geteilt, aber die Kleine gehörte zur absoluten Spitzenklasse, ein Girl, wie man es kaum zweimal sah.

Nur zu den Mannequins gehörte sie nicht, und Deverell fragte sich, in welcher Verbindung sie zu den vieren stand. Eine Idee kam ihm plötzlich. Hatte sie vielleicht die Stelle der Brenda Jones eingenommen? Wenn ja, dann kannte sie unter Umständen auch den oder die Männer, die Brenda ermordet hatten.

Wenn er daran dachte, begann sein Herz zu jagen. Aber er war Reporter, und er stand ganz oben. Jacques wäre nicht so weit hochgekommen, wenn er keinen Mut, keine Entschlossenheit oder Bereitschaft zum Risiko gehabt hätte.

Das zeichnete ihn eben aus. Auch hier wollte er es probieren.

Nicht heimlich das Haus betreten, sondern offen und vor allen Dingen überhaupt nicht schüchtern.

Er löste sich aus seiner Deckung, schleuderte den Lederriemen der Kamera über die Schulter und marschierte auf die breite Treppe zu, über die er den Eingang erreichte.

An der Tür blieb er stehen. Eichenholz, sehr wuchtig und auch sehr alt. Deverell verstand etwas von Antiquitäten. So eine Tür hätte er sich auch angeschafft, wenn er ein Haus gehabt hätte.

Deverell entdeckte einen Klopfer und eine Klingel. Er entschied sich für das Moderne. Sofort hörte er die Glocke.

Sie schwang angenehm weich durch das Haus. Ein Ton, der Deverell gefiel.

Noch mehr gefiel ihm die Frau, die öffnete. Zum erstenmal sah er sie von Nahem, und sie war wirklich ein Rasseweib, da hatte ihn der erste Eindruck nicht getäuscht.

Schwarzhaarig, tolle Figur, ein Gesicht, das auf die Titelseite des besten Modemagazins gepaßt hätte.

»Sie wünschen?« fragte sie.

Jacques Deverell senkte den Blick ein wenig. Er schaute auf ihren Busen, der von keinem BH gehalten wurde. Sie hatte ihre Lederjacke ausgezogen. Die dunkelrote Bluse saß sehr eng.

»Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten. Mein Name ist übrigens Jacques Deverell.«

»Reporter, wie?«

»Journalist, aber seriös«, erwiderte er und setzte dabei sein bestes Lächeln auf, was bisher noch die meisten Frauen schwach gemacht hatte.

Nur eben Lady X nicht. Sie überlegte einen Augenblick. Deverell ahnte nicht, welche Gedanken sich hinter ihrer Stirn bewegten, dann nickte sie und sagte: »Kommen Sie doch herein. Zwischen Tür und Angel redet es sich schlecht.«

»Das meine ich auch, Mademoiselle.«

Sie gab den Weg frei. »Ich heiße übrigens Pamela Scott.«

»Engländerin?«

»Sagen wir Weltbürgerin.«

»Sehr modern.«

Lady X schloß die Tür. »Sicher, mein Lieber.«

Durch das Fenster neben der Tür fiel ein Streifen Sonnenlicht und berührte das Gesicht der Frau. Deverell konnte es deutlich sehen.

Sehr deutlich sogar. Und plötzlich hatte er das Gefühl, die Frau zu kennen. Von irgendwoher. Von einem Bild in der Zeitung, aber er wußte momentan nicht, von welcher.

»Ist was?« fragte Lady X.

»Wieso?«

»Sie sehen mich so seltsam an.«

»Sie sind eine schöne Frau.«

»Vielleicht, aber Sie mustern mich aus einem anderen Grund so genau, mein Lieber.«

»Können Sie meine Gedanken lesen?«

»Vielleicht.«

»Okay, dann will ich es Ihnen sagen. Ich habe Sie irgendwo schon einmal gesehen. Leider weiß ich nicht genau, ob auf einem Titelbild oder in einer Zeitung, auf jeden Fall kommt mir Ihr Gesicht sehr bekannt vor.«

»Das ist möglich.«

»Die vier Mannequins sind doch hier, oder?« Deverell schoß die Frage plötzlich ab, weil er Pamela Scott damit überraschen wollte, und sie gab auch eine Antwort.

»Ja, sie sind hier.«

Das überraschte den Reporter. »Sie geben das so ohne weiteres zu?« fragte er.

»Warum nicht?«

»Sie wissen doch bestimmt selbst, welch ein Geheimnis und ein Theater um diese vier Mädchen gemacht wurde. Oder sollte Ihnen das unbekannt sein?«

»Nein, gewiß nicht.«
»Und Sie haben die Mädchen unter Ihre Fittiche genommen?«
»Genau.«
»Warum nicht Brenda Jones?« Der Reporter lauerte auf die Antwort, er war gespannt, ob und wie die Frau sich herausreden würde.
Die Wahrheit sagte sie auf jeden Fall nicht, sondern:
»Leider ist Brenda Jones erkrankt. Es geschah in London. Ich habe ihre Vertretung übernommen, wie Sie sehen.«
Deverell ließ sich nicht anmerken, wie überrascht er war. Aber er folgerte genau richtig.
Dieses Weib, so schön es auch war, wußte etwas über den Mord an Brenda Jones.
Und Deverell war fest entschlossen, alles herauszufinden. Er wollte Hintermänner in Erfahrung bringen, denn er glaubte nicht daran, daß die Frau selbst Brenda umgebracht hatte.
»Sie sind gut«, sagte sie. »Sogar sehr gut.«
»Wieso?«
»Nun, keiner hätte es geschafft, das Versteck dieser vier Mädchen aufzuspüren, aber Sie haben es geschafft, und das finde ich gut.«
»Man tut, was man kann.«
Ihr Lächeln fiel etwas spöttisch aus. »Nur keine falsche Bescheidenheit, mein Bester, die steht Ihnen nicht.«
Der Reporter schaute sich um. Er war beeindruckt. Die Möbel, die in der Halle standen, hatten ein kleines Vermögen gekostet.
Sie zeigten durchweg einen eleganten Barockstil, waren klein und hatten geschwungene Beine.
Im Gegensatz dazu standen die Lichtquellen. Moderne Lampen.
Schirme aus weißem Kunststoff, unter denen die gelben Birnen leuchteten. Der Boden war gefliest. Damit alles nicht zu alt wirkte, hatte man über die Fliesen Teppiche gelegt. Ebenfalls kostbare Stücke. Orient, schätzte der Reporter, und ein chinesischer Teppich hing an der Wand. Die Seide schimmerte im Licht.
Der Reporter sah einen Treppenaufgang und vier Türen, die von der großen Diele abzweigten.
Lady X lächelte. »Sie suchen die vier Damen, nicht wahr?«
»Sehr richtig.«
»Sie sind hier, wie Sie sicherlich herausgefunden haben.« Die Scott warf mit Schwung ihr langes Haar zurück und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.
Die Frau schritt voran. Für wenige Sekunden hatte der Reporter Gelegenheit, den Schwung ihrer Hüften zu bewundern. Dann mußte er sich um seine Kamera kümmern. Er ließ sie von der Schulter rutschen und klappte die Hülle auf.
Ein Objektiv glänzte. Ein Tele brauchte er nicht, aber er mußte den

Miniblitz einschalten.
Lady X war an der Tür stehengeblieben. Sie drehte sich noch einmal um, dann öffnete sie.
Ruckartig stieß sie die Tür auf. »Da sind die vier«, sagte sie und machte eine einladende Handbewegung.
Jacques Deverell schritt vor. Seine Augen wurden groß. Ja, er sah die vier Mädchen, aber auch die vier Särge, in denen sie saßen…
Im ersten Moment glaubte er an eine Täuschung. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.
Vier Mädchen – vier Särge!
Violetta Valeri, schwarzhaarig und lächelnd.
Corinna Camacho, das Girl mit der roten Mähne, etwas hochnäsig schauend.
Angie Hall, verspielt, mit dunklen Augen.
Karin Bergmann, ein Wesen, das irgendwie Kälte abstrahlte.
Die vier schauten den Reporter an. Sie standen jetzt neben ihren Särgen und sagten keinen Ton. Das Mustern geschah schweigend und irgendwie lauernd, wie Deverell empfand.
Ja, so war es…
Durch die Nase zog er die Luft ein. Er schluckte und wollte sich umwenden. Diese Scott mußte ihm eine Erklärung geben, da steckte etwas dahinter…
Er hatte bereits den Mund geöffnet, um die Frage zu stellen, als ihn der unerwartete Schlag in den Rücken traf. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen.
Der Stoß schleuderte ihn nach vorn, über die Schwelle weg und hinein in den Raum.
Dort verlor er das Gleichgewicht und prallte zu Boden.
Er hörte das Lachen der Scott. »Da, er will euch interviewen, Mädchen. Gebt ihm ein Interview, packt ihn, er gehört euch!«
Noch einmal lachte sie und hämmerte dann die Tür wuchtig zu.

***

Der Fahrer stoppte vor einem Hotel, das am Ufer der Seine lag, wo sich der Fluß teilt und zwei Inseln umschließt.
In London habe ich mich schon oft über den Verkehr geärgert, in Paris war es noch schlimmer. Was hier an Fahrzeugen, Autos und Menschen wimmelte, war schon mit dem Wort phänomenal zu bezeichnen. Wirklich, Freunde, das war das reine Chaos. Am gegenüberliegenden Ufer sahen wir die gewaltigen Bauten der Universität, moderne Kästen, direkt am Jardin des Plantes gelegen.
Wir wurden empfangen wie die Könige, und man störte sich auch nicht daran, daß wir verschmutzte Kleidung trugen. Darüber sah man hinweg. Teppiche in der Halle, Lüster, schwere Sessel, feinstes Holz an

der Decke, eine Rezeption, die sehr modern war und mich an das Cockpit eines Düsenjets erinnerte.

Auch Suko fühlte sich in dem Kasten nicht wohl, das sah ich seinem Gesicht an. Zudem trugen wir unser Gepäck noch selbst, die anderen Gäste ließen es tragen.

Wir steuerten die Rezeption an. Ein Mann im schwarzen Anzug schaute uns fragend an.

»Sie wünschen?«

»Es sind für uns Zimmer reserviert worden. Eine Mrs. Sheila Conolly hat bei Ihnen…«

Jetzt ging die Sonne auf seinem etwas blasiert wirkendem Gesicht auf. »Natürlich, Messieurs, es ist alles vorbereitet. Man erwartet Sie in der Bar.«

»Danke sehr.«

Ein Page eilte herbei und wollte uns nach oben begleiten. Ich winkte jedoch ab. »Wir gehen zuerst in die Bar.«

»Sehr wohl.«

Und da sahen wir sie. Die drei saßen in bequemen Polstersesseln, tranken Champagner und bemerkten uns erst nicht. Wir wurden durch einen Flügel verdeckt, der etwas erhöht stand. Am Klavier saß ein Mann und spielte leichte Barmusik.

Erst als wir fast hinter dem Sessel standen, sprang jemand auf.

Jane Collins. »John!« rief sie fast jubilierend und lachte, wobei sie sich in meine Arme warf. »Wir dachten schon, ihr würdet überhaupt nicht mehr kommen.«

Auch die beiden anderen erhoben sich. Shao begrüßte ihren Suko stürmisch. Nur Sheila stand etwas verloren daneben. Bill war ja in London geblieben und gab auf den kleinen Johnny acht.

Ich nahm Sheila gleich mit in die Arme, dann setzten wir uns, und Jane bestellte sofort eine neue Flasche Champagner.

»Ihr trinkt doch einen mit, oder?«

»Und mein Sodbrennen?« fragte ich.

»Macht nichts. Ich habe Natron.«

Da hatte ich aber das edle Gesöff beleidigt. Ich war auch kein Freund von Champagner. Wein trank ich lieber, vor allen Dingen aber Bier, das löschte wenigstens den Durst.

Doch hier mußte man, um nicht aufzufallen, wohl das Zeug in sich hineinkippen.

Wir prosteten uns zu, nachdem ein Ober die Gläser gefüllt hatte.

»Auf eine glückliche Heimkehr«, sagte Sheila. Sie schaute zu, wie sich Shao an ihren Freund Suko drängte.

Man konnte den Champagner trinken. Er war nicht zu trocken und auch nicht zu süß, genau das richtige Mittelmaß für mich.

Als die Gläser standen, sagte Sheila: »Ihr habt euch verspätet.«

Ich nickte. »Nicht ohne Grund.«
Erschrecken stahl sich in ihre Augen. »Ist etwas passiert?«
»So kann man es sagen.«
»Und?«
Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke. Dann berichtete ich. Meine Worte klangen nicht lustig, und die Stimmung war sofort dahin.
Als ich mit meinem Bericht zu Ende war, schwiegen wir.
Niemand wollte so recht das Wort ergreifen. Sheila schaute zu Boden und biß sich auf die Lippe, während Shao ihre Hand auf Sukos Arm gelegt hatte.
Schließlich übernahm Jane Collins das Wort. »Wir müssen also damit rechnen, daß Dr. Tod oder einer seiner Vasallen hier in Paris etwas vorhat.«
Ich nickte.
»Nur was?«
Bevor Jane weitersprechen konnte, hob ich die linke Hand.
»Suko hat da eine Vermutung geäußert, die beim ersten Hinhören abenteuerlich klingt, aber ich habe darüber nachgedacht und muß sagen, daß es unter Umständen einen Zusammenhang geben kann zwischen den Mannequins und der Mordliga.«
»Wie das?« fragte Sheila. »Mannequins, Mordliga, Modenschau, meine Güte, wir werden doch nicht etwa…«
»Laß Suko seine Vermutung berichten.«
Das tat der Chinese auch, und am Tisch wurden wir sehr schweigsam.
»Sollten wir nicht hingehen?« fragte Shao nach einer Weile.
»Wenn es zu gefährlich ist, dann…«
»Natürlich gehen wir hin«, erwiderte ich. »Und zwar gerade jetzt. Ihr habt doch Karten für uns – oder?«
»Selbstverständlich«, sagte Jane.
Sheila schlug völlig undamenhaft mit der flachen Hand auf den Tisch. »Was wir auch anpacken«, beschwerte sie sich, »immer wieder kommt uns etwas in die Quere. Es ist zum Heulen.«
Ich hatte einen Vorschlag. »Am besten ist es, wenn ihr nicht mitgeht. Sollte tatsächlich…«
»Sollte, John, du sagst es«, unterbrach mich Jane Collins. »Es ist nicht bestimmt, nur eine Spekulation.«
»Ihr wollt also hingehen?« fragte ich.
Die drei Frauen schauten sich an. »Was dachtest du denn, John? Wir kommen mit.« Jane Collins antwortete für alle.
Da war ich überstimmt, beugte mich vor und trank mein Glas leer. Vielleicht hatte Suko auch unrecht, aber ein ungutes Gefühl blieb doch zurück…

***

Die Kamera hielt Deverell noch in der Hand. Sie knallte wuchtig gegen das Unterteil eines Sargs und hatte wahrscheinlich ihren Geist aufgegeben. Das jedoch spielte im Augenblick keine Rolle.

Jacques Deverell hatte sehr wohl die Worte vernommen, und er wußte jetzt, daß es um sein Leben ging.

Mit der Leiche hatte es angefangen. Jemand hatte Brenda Jones brutal ermordet, und Deverell ahnte auch, auf wessen Konto das ging. Er hatte allerdings keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn die vier Mannequins wollten ihn töten.

Noch lag er auf dem Boden. Ein Sarg hatte ihn gestoppt, dann drehte er sich herum, zog die Beine an und sprang auf die Füße.

Vier standen gegen ihn. Draußen lauerte nur eine. Und mit der Scott würde er schon fertig werden.

Der Weg zur Tür war frei, das erkannte der Reporter mit einem kurzen Blick. Er stürmte los, ließ seine Kamera im Stich, dachte nur an sein Leben, erreichte die Tür, wuchtete die Klinke nach unten und mußte feststellen, daß abgeschlossen war.

Angst, Erschrecken und auch Wut ließen sein Gesicht zu einer Grimasse werden. Es hatte keinen Sinn, an der Tür stehenzubleiben.

Er durfte den vier Mannequins nicht den Rücken zuwenden, sie hätten ihn zu leicht überraschen und töten können.

Jacques Deverell kreiselte herum.

Erst jetzt, als sein Blick voller Panik durch das Zimmer flog, fiel ihm auf, daß der Raum keine Fenster hatte. Diese verdammte Scott hatte genau gewußt, in welch eine Falle sie ihn da lockte.

Und er war hineingetappt!

Vier Gegnerinnen.

Deverell holte tief Luft. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er dachte an frühere Zeiten, als er noch Sport getrieben hatte. Da war es nicht so leicht gewesen, ihn auf die Matte zu werfen, denn er hatte zu den Spitzensportlern auf der Uni gehört.

Er hatte in der Fußballmannschaft mitgespielt, Judo hatte er auch trainiert, und auch beim Boxen war er nicht der schlechteste gewesen. Zum Teufel noch mal, er mußte diese vier Weiber doch schaffen, schließlich war er kein Schwächling.

Fenster existierten in diesem Raum zwar nicht, dafür gab es einen steinernen Kamin. Dicht neben ihm hing an der Wand ein schwerer Schürhaken aus Eisen.

Mit dem würde er den Girls schon Respekt beibringen.

Jacques Deverell ging von der Tür weg. Er bewegte sich dabei nach rechts, denn so gelangte er in die Nähe dieser gefährlichen Waffe, und er wunderte sich, daß ihn niemand daran hinderte. Die Mädchen blieben auch stehen, sie drehten sich nur mit, um ihn nicht aus den

Augen zu verlieren.
Ihn wunderte es, daß sie alle gleich angezogen waren. Sie trugen helle Kleider, die bis auf die Fußknöchel reichten.
Wie Totenhemden, dachte er, und wenn er in die bleichen Gesichter schaute, dann glaubte er, es nicht mit lebenden Menschen, sondern mit Toten zu tun zu haben.
Konnte das sein?
Jacques Deverell blieb stehen, streckte seinen Arm aus und umklammerte den eisernen Schürhaken.
Hart schlossen sich seine Finger um die Griffstange. Die Berührung des kalten Metalls schoß wie ein Stromstoß durch seinen Körper und gab ihm irgendwie das Gefühl der Sicherheit.
»Kommt nur«, flüsterte er. »Kommt her, ihr kleinen Bestien, ich werde euch schon geben, was euch zusteht.« Er lachte hart, und seine Blicke gingen dabei auf Wanderschaft.
An Violetta Valeri blieben sie hängen. Das schwarzhaarige Mannequin hatte die Lippen zu einem Lächeln verzogen.
Normalerweise hätte sich der Reporter davon angezogen gefühlt, doch jetzt sah er zum erstenmal die Zähne des Girls.
Sie waren lang und spitz, nicht normal. Es waren die Zähne eines Vampirs.
Jacques Deverell kicherte. Es hörte sich irr an. Er schüttelte den Kopf, und seine Augen zeigten plötzlich einen seltsamen Glanz. Natürlich hatte er schon von Vampiren gehört oder gelesen. Für ihn existierten diese Geschöpfe jedoch nur in Romanen, doch als er Violetta anschaute, da glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu können.
Sie trug kein Gebiß, wie man es in einem Scherzartikel-Laden kaufen konnte, diese Zähne waren echt.
Es sollte noch schlimmer kommen.
Corinna Camacho, die neben Violetta stand, begann sich ebenfalls zu verwandeln. Der Reporter schaute mit großen Augen zu, wie sich ihre Haut veränderte. Sie nahm eine dunkle Tönung an, gleichzeitig sprossen Haare. Dunkle Haare, obwohl sie selbst eine rotblonde Frisur hatte. Innerhalb von Sekunden wuchsen sie und verdichteten sich zu einem Pelz, wie ihn Deverell von den Wölfen Sibiriens her kannte, als er über das Land dort eine Reportage geschrieben hatte.
Auch das Gesicht veränderte sich. Der Mund verformte sich zu einer Schnauze, die Zahnreihen wurden kräftiger, ein regelrechtes Fanggebiß entstand, und statt der Arme hatte das Mädchen plötzlich Pfoten mit Krallen.
Es war ein Anblick, der den abgebrühten Reporter bis ins Mark erschütterte.
Auf einmal begriff er, weshalb man die Mädchen von der

Öffentlichkeit ferngehalten hatte. Sie waren Monster, keine Menschen mehr, sondern schlimmer als Tiere.

Blieben noch Angie Hall und Karin Bergmann.

Angie verwandelte sich nicht weiter. Ihre Augen wurden nur leicht verdreht, der Blick nahm eine Starre an, wie Deverell sie noch nie gesehen hatte.

Höchstens bei Toten und dann auch noch irgendwie anders.

Und da war Karin Bergmann.

Mit ihr geschah etwas, das Deverell auch nicht verstand. Sie trug zwar noch das lange helle Kleid, aber ihr Körper quoll auf. Zuerst zuckte das Gesicht, aus den Poren der Haut quollen dicke Tropfen, die zu Schleim wurden, am Gesicht entlangrannen, sich vereinigten, kleben blieben und das Gesicht mit einer dicken Glasur überzogen.

Über den gesamten Körper pflanzte sich diese Verwandlung fort, aus festem Fleisch wurde ein schleimiges, widerliches Gebilde, das hin- und herschwappte, wabbelte, sich bewegte, tropfte, lief, wieder aufeinandertraf und sich somit vereinigte.

Schaurig war die ehemalige Karin Bergmann anzusehen. Der Mund war zu einem Rachen geworden, zu einer klaffenden Höhle, aus der seltsame Schmatzlaute drangen.

Jacques Deverell hatte noch nie etwas von Ghouls gehört. Doch in diesem Raum stand ihm ein weiblicher Ghoul gegenüber.

Ein Schleimmonster, das sich von den Toten ernährte und somit seine Existenz garantierte.

Der Reporter schüttelte den Kopf. Er konnte es einfach nicht fassen, und plötzlich kam ihm der Schürhaken in seiner Hand direkt lächerlich vor.

Konnte er wirklich damit etwas anfangen?

»Was, zum Henker, wollt ihr?«

Krächzend drangen die Worte über seine Lippen.

Die Antwort gab Violetta Valeri. »Dich töten!«

»Warum?«

Da lachten alle vier. »Du hast unser Geheimnis gelüftet. Du warst zu neugierig. Zudem haben wir in dir einen Feind der Mordliga erkannt. Und Feinde müssen sterben!«

Was sagte die Valeri da? Mordliga? Er ein Feind der Mordliga?

Deverell verstand nicht. Für einen Moment kehrte seine alte Sicherheit zurück. »Tut mir leid, aber ich habe nie etwas von einer Mordliga gehört. Wirklich nicht.«

»Das kannst du uns nicht erzählen.«

»Doch, verdammt, ich wollte euch nur interviewen. Versteht mich denn keine?«

»Nein!« Nach diesem Wort schaute die Vampirin ihre Horror-Schwestern an.

Die nickten sich zu.
Das war das Zeichen.
Gemeinsam setzten sie sich in Bewegung, aber sie trennten sich, so daß sie den Reporter in die Zange nehmen konnten.
Jacques Deverell schaute sich hastig um. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg. Er krallte die linke Hand um den Griff des Schürhakens, saugte tief die Luft ein und verengte die Augen zu schmalen Sicheln. Sie sollten nur kommen, ja, er würde ihnen den entsprechenden Empfang bereiten.
Wer war die erste?
Corinna Camacho, die Werwölfin. Geschmeidig sprang sie über einen Sarg, um in die Nähe des Reporters zu gelangen. Damit hatte Deverell gerechnet. Die Eisenstange hielt er schlagbereit, und Corinna Camacho sprang genau in den Hieb.
Es klatschte, als der Schürhaken quer über ihr Gesicht gezogen wurde. Corinna geriet aus der Richtung. Sie schlug noch mit den Pfoten um sich, treffen konnte sie den Reporter allerdings nicht mehr. Schwer krachte sie in einen offenen Sarg.
Von seinem ersten Erfolg angestachelt, nahm sich Jacques Deverell den nächsten Gegner vor.
Es war dieses widerliche Schleimmonster, das auf den Namen Karin Bergmann hörte.
Wie einen Speer hielt der Reporter den Schürhaken in der Hand und rammte ihn dann vor. Die gekrümmte Spitze drang tief in den Leib des weiblichen Ghouls. Der Kleiderstoff zerriß, Jacques sah sogar die Adern schimmern, doch einen durchschlagenden Erfolg erzielte er mit seiner Attacke nicht.
Er konnte Karin nicht töten, obwohl der Schürhaken bis zur Hälfte in deren Körper steckte. Sie lachte nur, und eine widerliche Wolke strömte dem Reporter entgegen.
So rochen alte Leichen…
Dann fuhren die halb erhobenen Hände des weiblichen Ghouls nach unten und klatschten auf die Stange, hielten dabei eisern fest und rissen sie dem Reporter aus den Händen.
Deverell war überrascht. Diese Kraft hätte er dem Wesen niemals zugetraut, doch nun stand er waffenlos da und mußte sich mit bloßen Händen verteidigen, wobei er zuschaute, wie sich das Wesen vor ihm den Schürhaken aus dem Körper zog. Schleim rann über das Eisen und tropfte zu Boden, wo er sich zu einer Lache sammelte.
Deverell schluckte. Das konnte es nicht geben, das war unmöglich! Wie konnte es sein, daß dieses Wesen nicht starb? Es mußte doch tot sein, es mußte…
Wirre Gedanken durchströmten den Kopf des Reporters. Er drehte fast durch, er begriff nichts, suchte nach einer Erklärung und fand sie

nicht.
Dann erwischte ihn der Hieb.
Violetta Valeri hatte sich, von ihm unbemerkt, in seinen Rücken geschlichen und mit der Handkante zugeschlagen. Es war ein Volltreffer.
Der Reporter fühlte, wie seine Reflexe erlahmten. Er konnte sich kaum noch bewegen, dann – von einem Augenblick zum anderen – gaben seine Knie nach, und steif wie ein Brett fiel er zu Boden. Violetta Valeri stand hinter ihm. Die Hand noch gekrümmt. In ihren Augen leuchtete die Gier. Sie wollte den Mann, sie wollte sein Blut.
Auch die anderen rechneten sich ihre Chance aus. Corinna Camacho kletterte aus dem Sarg. Sie knurrte, schüttelte ihren Raubtierkopf, und die Augen nahmen ein gelbliches Leuchten an.
»Tötet ihn endlich!« keuchte Karin Bergmann. »Tötet ihn, bringt ihn um! Damit ich…«
Angie Hall schlug ihr ins Gesicht. »Halte du deinen Mund, wir bestimmen, was geschieht!«
Der Meinung waren die anderen auch. Karin Bergmann konnte keine so recht leiden.
Violetta Valeri bückte sich. Der Reporter lag auf dem Bauch, Arme und Beine gespreizt, so daß er in seiner Haltung an einen großen Käfer erinnerte.
Sie packte ihn unter den Achseln und hievte ihn herum, als wäre er ein Leichtgewicht. Jetzt war zu merken, welche Kräfte die untoten Weiber besaßen.
Violetta sah den Hals.
Weiß schimmerte die Haut. Darunter sahen sie die Adern, durch die das Blut floß.
Das war etwas für Violetta. An ihre drei Freundinnen dachte sie nicht mehr. Wild entschlossen, dem Mann das Blut auszusaugen, stürzte sie sich auf ihn.
Dabei schrie sie auf, hatte den Mund geöffnet, so daß die langen Eckzähne schillerten. Mit den Händen wollte sie sich an den Schultern des Mannes abstützen, doch gegen ihre Blutsaugerei hatte Corinna Camacho etwas.
Violetta befand sich noch mitten im Sprung, als sie die Pranke der Wölfin traf. Es war ein sehr harter Hieb. Er schleuderte die Untote herum und gleichzeitig weg von ihrem Opfer. Sie krachte auf einen Sarg und schlug dabei hart mit dem Rücken gegen die Kante.
Ein Mensch wäre vor Schmerz vergangen oder hätte geschrien, nicht so Violetta Valeri. Sie lebte ja nicht mehr.
Sie rollte sich herum und sprang auf. Haßverzerrt war ihr Gesicht, als sie die Werwölfin anschaute. »Er gehört mir!« schrie sie. »Er gehört mir, hast du verstanden, du widerliche Bestie!«

Die Wölfin lachte nur. Sie wußte es besser. Nie würde sie Violetta das Opfer überlassen.

Nie!

Während sich die beiden Bestien nicht einig werden konnten, erwachte Jacques Deverell. Der Schlag war zwar hart gewesen, aber nicht so hart, daß er den Reporter für lange Zeit ins Reich der Träume geschickt hätte.

Er sah sich auf dem Boden liegen, hörte das Schreien und Knurren und wußte zuerst nicht, was geschehen war.

Dann aber kehrte die Erinnerung zurück.

Und plötzlich reagierte er.

Ohne Rücksicht auf seinen schmerzenden Nacken zu nehmen, schoß er hoch und wollte wegrennen. Doch es wurde nur ein Taumeln. Dabei übersah er einen der Särge, stolperte und stürzte.

Erst jetzt wurden die vier Mannequins aufmerksam.

»Da ist er!« schrie Angie Hall.

Jacques Deverell raffte sich auf und sah sich einer geschlossenen Front gegenüber. Vergessen war die Feindschaft, jetzt zählte nur der Mann.

Mörderaugen starrten ihn an.

Mannequins mit Mörderaugen, dachte er. Gleichzeitig spürte er die Schmerzen in seinem Kopf, aber auch den Willen, von hier zu fliehen.

Mit der Valeri und der Camacho schien irgend etwas geschehen zu sein, beide sahen nämlich ziemlich zerrupft aus. Das war ihm allerdings egal, er suchte einen Fluchtweg.

Als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde, da zuckte nicht nur er herum, sondern auch die vier Mannequins.

Sie sahen Lady X.

Die ehemalige Terroristin stand auf der Türschwelle. Ihre Maschinenpistole hielt sie lässig, den Kolben hatte sie gegen die Hüfte gestemmt. Die Lippen waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen, in den Augen schimmerte die Kälte des Weltalls.

Nein, Gefühl hatte diese Frau nicht.

Aber sie war ein Mensch.

Und darauf baute Jacques Deverell. Er schaute sie an. Flehen lag in seinem Blick. Der eisenharte Reporter wurde von der Angst geschüttelt.

»Bitte!« flüsterte er. »Bitte, retten Sie mich! Diese verdammten Bestien, die sind…«

Spöttisch lachte Lady X auf. »Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu retten? Sie wollten die Mädchen doch so gern sehen. Bitte, da stehen sie vor Ihnen.«

»Aber ich…«

»Holt ihn euch endlich!« Pamela Scotts Gesicht verzerrte sich in

rasender Wut.

Zu viert stürzten die Mannequins los. Jede wollte die erste sein.

Niemand nahm jetzt noch Rücksicht. Wenn, dann wollten sie alle an das Opfer.

Mit einem raschen Sprung brachte sich Jacques Deverell in Sicherheit. Er prallte dabei gegen die Wand, und in seinem Hirn hatte sich ein verzweifelter Entschluß festgesetzt.

Gegen die Bestien war er chancenlos. Deshalb mußte er es bei der Frau versuchen. Sie trug zwar eine Maschinenpistole, aber wenn er es schaffte, die Scott anzuhechten und ihr die Waffe zu entreißen, dann konnte er unter Umständen fliehen.

Auch Lady X wurde überrascht, als sich Jacques Deverell gegen sie warf. Er riß seine Arme hoch, rammte den Kopf in ihren Magen und stieß sie zurück.

Doch er hatte nicht mit der Kaltblütigkeit dieser Frau gerechnet.

Pamela Scott ließ ihre Waffe nicht fallen. Eisern hielt sie die MPi fest.

Und sie drückte ab.

Aus kürzester Distanz traf sie den Mann in den Körper. Hastig trat die Frau zurück, denn Jacques Deverell wurde auf einmal steif.

Zwar versuchte er noch, sich an Lady X festzuklammern, doch in seinen Fingern steckte bereits keine Kraft mehr. Sie rutschten am Oberkörper der Frau entlang.

Dann krachte er zu Boden.

Tot…

Die Scott schüttelte den Kopf. »Wenn ihr nicht in der Lage seid, ihn euch zu holen, muß ich es tun!« Scharf schaute sie die vier Bestien an, die nebeneinander standen und keine Antwort gaben.

»Die Generalprobe ist mißlungen«, fuhr Pamela Scott fort, »aber die Premiere wird klappen, das schwöre ich euch. Paris muß uns gehören!«

***

»Paris – Stadt der Mode, der Liebe, des Chansons, der…« Jetzt fiel ihr kein Vergleich mehr ein, und Jane Collins wandte sich an mich.

»Sag du doch auch mal etwas, John.«

»Mein Schlips kneift.«

»Ach, du Kulturbanause.«

»Möchte wissen, was Mode mit Kultur zu tun hat«, brummte ich.

»Der ganze Rummel hier geht mir echt auf den Zeiger.« Jane stieß mich mit dem Ellbogen an. »Wie kannst du nur so reden? Mode und Kultur, das kann man überhaupt nicht voneinander trennen. Gäbe es die Mode nicht, wäre die Kultur in ihren Anfängen steckengeblieben. Dann würden wir heute wahrscheinlich noch unbekleidet herumlaufen wie Adam und Eva…«

Ich grinste breit. »Wäre manchmal gar nicht so schlecht. Und du brauchtest dich auch nicht zu schämen, meine Liebe. Mit deiner Figur…«
»Typisch Mann. Immer nur an das eine denken.«
»Schließlich bin ich in Paris.«
»Da gibt es auch noch etwas anderes als die Liebe, verstehst du nicht? Den Louvre, den Eiffelturm, Bois de Boulogne, die zahlreiche Museen, die Kirchen…«
»Und den Verkehr…«
»Welchen meinst du?« fragte Jane mißtrauisch.
»Den Autoverkehr natürlich. Also, du kannst sagen, was du willst, ich fühle mich hier wirklich unwohl. Das ist meine Meinung, und dabei bleibe ich auch. Basta.«
»Bitte, wie du willst.«
Suko und Shao standen neben uns. Der Chinese kniff ein Auge zu und nickte verständnisvoll, während sich Shao natürlich auf die Seite der Detektivin stellte, das war ihr deutlich anzusehen. Zudem hatte sie immer beifällig genickt, als Jane Collins redete.
Wir befanden uns in einem sagenhaften Bauwerk. Im Centre Pompidou. Dieses neu errichtete Gebäude hätte schon in einen Zukunftsfilm gepaßt. Da gab es eigentlich nichts, was es nicht gab. Kunst und Geschäft unter einem Dach.
Museen, Ausstellungsräume, Hallen für Veranstaltungen wie diese Modenschau, Aufgänge, Treppen, Rolltreppen, einzelne Gebäudeteile durch gewaltige Glasröhren verbunden, die von Menschen als Laufstege und Gänge benutzt werden konnten, es war einmalig, wirklich. Dabei konnten gleich mehrere Veranstaltungen unter einem Dach stattfinden, das war das Gute daran.
Hin und wieder stellte ich mich auf die Zehenspitzen, weil ich nach Sheila Conolly Ausschau hielt. Sie war allerdings nicht zu sehen. Wie sie uns zuvor gesagt hatte, wartete sie auf einige Leute aus der Modebranche, die sie hier im Foyer treffen wollte und wahrscheinlich schon getroffen hatte. Den PR-Chef ihrer Firma hatte Sheila auch herbestellt, er sollte sich einmal umschauen, und wie ich aus Sheilas Worten herausgehört hatte, wollte sie in die Modebranche einsteigen. Vielleicht mit eigenen Kreationen, denn Geschick, Fleiß und Ausdauer besaß Sheila schließlich.
Smoking trugen Suko und ich nicht. Ich hatte mir einen sportlichen dunkelblauen Cordanzug übergestreift, der so geschnitten war, daß die Waffen nicht auffielen. Suko trug ebenfalls einen Anzug, und darin fühlte er sich immer unwohl.
Anders die Frauen.
Ich brauchte nur Shao anzuschauen. Sie als Exotin fiel besonders auf. In ihrem schwarzen Haar steckte eine rote Blüte. Dazu war die lange

Flut an einer Seite zurückgekämmt und wurde von einer farblich zur Blüte passenden Klammer gehalten.

Das schwarze Kleid war eines dieser Flattermodelle, die man heutzutage trug und mich an Umstandskleider erinnerten.

Allerdings war der Stoff nicht nur schwarz. Es gab auch dunkelgrüne Längsstreifen, die von oben nach unten hineingewebt worden waren. Diese Streifen schimmerten seidig. Vorn in der Mitte zeigte das Kleid einen Schlitz, der bis über die Waden reichte.

Jane brauchte sich ebenfalls nicht zu verstecken. Sie hatte das blonde Haar hochgesteckt, und ihr Kleid zeigte eine krebsrote Farbe.

Es war nicht so lang wie das von Shao, mehr ein Hängerchen, wie man so schön sagte, aber der Schneider oder Hersteller hatte viel Stoff verwendet, denn das Kleid war an einigen Stellen gerafft. Um Janes Hals klirrte moderner Modeschmuck, bunte Ketten, die glitzerten, wenn Licht auf sie fiel.

Um uns herum befand sich Publikum, angestrahlt von den modernen Leuchtern an der Decke. Ein wirklich buntes Völkchen, vom Gigolo angefangen über den schwergewichtigen Geschäftsmann, der seine Frau zu Hause gelassen und seine Gespielin mitgenommen hatte, bis hin zu den Damen der Gesellschaft, die voll in die Schminktöpfe gegriffen hatten, damit die Falten wegretuschiert wurden. Es war wirklich etwas los. Man wurde gesehen und wollte natürlich auch gesehen werden.

Daß dies geschah, dafür sorgten Fotografen. Sie schossen die Bilder, die man später in einschlägigen Illustrierten der Regenbogenpresse fand.

Wir waren ziemlich fotoscheu. Immer wenn einer der Knaben in unserer Nähe herumtänzelte, wandten wir uns ab.

Dann erschien einer der Modekönige von Paris. Er hatte sein Haar im Nacken zu einem Zopf zusammengeflochten und war sofort von Fotografen, Reportern und Mädchen umringt.

Auch Jane bekam glänzende Augen. »Das ist er«, sagte sie.

»Wer?«

Sie schaute mich an, als käme ich vom Mond und hätte dort die letzten fünfzig Jahre verbracht. »Kennst du ihn nicht?«

»Nein.«

Sie nannte den Namen.

»Ja, der ist mir bekannt, und vor allen Dingen die Preise seiner Klamotten.«

»Daß du gleich immer so denken mußt. Was meinst du dazu, Shao?«

Die Chinesin lächelte und nickte. Ihrem Gesicht war anzusehen, daß es ihr ausgezeichnet gefiel. Ich hatte nichts dagegen, das war eben etwas für die Frauen.

Nur bei mir hatte das ungute Gefühl nicht weichen wollen. Ich

glaubte fest daran, daß noch irgend etwas passieren würde.
Deshalb ließ ich meine Blicke nicht nur aus reiner Neugierde über die Besucher schweifen, ich hielt auch Ausschau nach Typen, die in mein Genre paßten.
Mordliga und so…
Da war allerdings nichts zu sehen. Wenn Lady X und andere wirklich vertreten sein sollten, hielten sie sich ausgezeichnet im Hintergrund. Sie würden erst erscheinen, wenn ihre Zeit reif war. Zudem hatten sie im Centre Pompidou auch genügend Möglichkeiten, sich unsichtbar zu machen.
Ich zündete mir eine Zigarette an. Über die Flamme hinweg sah ich einen Jüngling aus der Modebranche, der einen so engen dunkelroten Anzug trug, daß er mich fast schon an ein Trikot erinnerte.
Sein blondes Haar hatte der Kerl im Popperschnitt frisiert. Die Strähnen fielen ihm über ein Auge. Seine Zigarette rauchte er aus einer Spitze und gab sich in seinen Bewegungen ungeheuer sexy.
Hinter ihm erschien Sheila Conolly. Sie hob den Arm und winkte, schob den Schönen zur Seite und kam auf uns zu.
Sheila war in ihrem Element. Die Augen blitzten, sie war etwas außer Atem, blieb bei uns stehen und preßte ihre Hand gegen die Brust. »Kinder, das gibt's nicht«, sagte sie.
»Was gibt es nicht?« fragte Jane.
Sie deutete in die Runde. »Die Leute hier. Die machen ja eine Schau, sagenhaft. Aber schön.«
Ich wollte ihr nicht widersprechen. Sheila freute sich wirklich über diesen Modezirkus.
Auch sie war entsprechend gekleidet. Ihr blondes Haar hatte sie zum Teil unter einem Hut mit breiter Krempe verborgen. Dazu trug sie eine dunkle, enge Hose im Torero-Look und darüber den locker fallenden leichten Strickpullover eines italienischen Designers. Auf ihn war ein Panther gestickt, der seinen hinteren Körper auf Sheilas Rücken hatte, um die Taille herumlief und sein Maul dicht vor Sheilas Brust aufriß. Das war der neueste Schrei, hatte ich mir sagen lassen. Nur gut, daß Bill Conolly den Pullover nicht sah. Er hätte seine Bemerkungen dazu fallenlassen.
»Wann beginnt denn die Schau?« fragte ich.
Sheila winkte ab. »Das darfst du hier nicht so genau nehmen. Wir sind in Paris, da haben die Leute Zeit, wirklich.«
Das stimmte, denn Bedienstete gingen mit Getränken herum, und da wir uns in Frankreich befanden, gab es gleichzeitig auch einige Appetithäppchen dazu.
Suko und ich aßen auch. Shao und Jane nahmen ebenfalls etwas.
»Und was ist mit den Mannequins?« fragte ich.
»Wieso?«

Ich schaute Sheila an. »Sollen ja eine Superschau sein, die vier Perlen. Jedenfalls steht so einiges in den Zeitungen, die ich heute noch schnell überflogen habe.«

»Das stimmt. Ich habe sie auch noch nicht gesehen.«

»Was ist denn mit ihnen?« fragte Shao.

Sheila drehte sich um. »Keine Ahnung. Sie sollen angeblich zu den schönsten Frauen der Welt gehören und sich selten in der Öffentlichkeit zeigen, weil sie…« Sheila hob die Schultern. »Ehrlich, Freunde, genau weiß ich es auch nicht.«

»Da bin ich mal gespannt«, sagte ich.

Suko lockerte seine Krawatte. Dabei verzog er das Gesicht. Die Lampen strahlte Wärme aus. Ich hätte mich am liebsten draußen aufgehalten, wo der kühle Herbstabend praktisch vor der Tür lag.

»Hast du Geschäfte abschließen können?« wollte Jane Collins wissen.

»Nein, noch nicht, aber Kontakte geknüpft. Die sind in diesem Geschäft unheimlich wichtig.«

»Was willst du eigentlich rausbringen?« fragte ich.

»Och, mal sehen.« Sheila lächelte und klaubte mir mit zwei Fingern eine Fluse vom Jackett. »Vielleicht auch Mode für Männer.«

»Ha, da wird sich Bill freuen, wenn er den Dressman spielen und sich in irgendeinen Frack hineinzwängen soll.«

Sheila winkte ab. »Ach, du hast ja keine Ahnung. Ihr seid eben alle drei Modemuffel.«

»Und wer ist der dritte?«

»Suko natürlich.«

Ich drehte mich zu meinem Freund um. »Da hast du's.«

Der Chinese nickte. »Ich fange auch gleich an zu weinen.«

Dann meldete sich eine Glocke. Nicht sehr schrill, jedoch so, daß alle es hören konnten.

»Kommt, die Schau geht los«, sagte Sheila und drehte sich bereits um. Sie war völlig aus dem Häuschen. Ich gönnte es ihr.

Wir blieben dicht beisammen, als wir auf die große Doppeltür zuschlenderten, durch die die geladenen Gäste mußten. Die Eintrittskarten wurden kontrolliert, wir durften passieren.

Zuerst fiel mir der erhöhte Laufsteg auf. Wie mit dem Lineal gezogen, durchschnitt er den Raum und begann dort, wo ein dunkler Vorhang eine Tür in der Wand verdeckte. Von da würden die Mannequins kommen.

Eine angenehme Überraschung für uns waren die Tische. Wir hockten nicht auf Rasierplätzen dicht am Steg, sondern konnten zwanglos Platz nehmen. Egal wo man auch saß, man hatte von jedem Platz aus einen guten Blick auf den Steg, der mit beigebraunem Samt bedeckt war. Schräg hinter ihm, wo sich Decke und Wand trafen, sah ich zahlreiche Lampen, die auf einer Schiene befestigt waren.

Ansonsten brannten nur Wandleuchten. Sie gaben soviel Licht ab, daß wir die Getränkekarte lesen konnten.

Sheila hatte einen wirklich guten Tisch bekommen. Ziemlich nahe an der Bühne, in der ersten Reihe, hatten wir unseren Platz. Zuerst setzten sich die Frauen. Und zwar so, daß sie die Bühne im Auge behalten konnten. Sheila machte ihre Minox klar. Sie wollte einige Aufnahmen schießen.

Es dauerte seine Zeit, bis die Tische besetzt waren. Dann schloß man die Tür. Das im Raum schwebende Gemurmel hörte sich sofort dumpfer an.

Ein Ober fragte nach unseren Wünschen. Wir bestellten Wein, keinen Sekt, womit man mir einen Gefallen tat. Suko hätte gern Wasser bestellt, aber da war der Ober bereits verschwunden.

Ich schaute auf meine Armbanduhr.

Es war schon zwanzig Uhr vorbei. Pünktlichkeit kannte man hier in Paris nicht. Einige Nachzügler trafen ein, und schließlich war es fast einundzwanzig Uhr, als die Spotlights über dem Laufsteg aufglühten und lange Lichtbahnen nach unten warfen. Die Schau begann!

***

Wie von der Schnur gezogen, drehten sich die Köpfe der Zuschauer nach links, wo der Steg auf den Vorhang zulief. Der wurde auch schon geteilt, und unter Beifall erschien die erste Person.

Kein Mannequin, sondern der Conferencier. Der Ansager zeigte ein Zahnpastalächeln, trug einen blauen Smoking, hielt ein Mikro in der Hand und verbeugte sich so tief, daß man Angst haben konnte, er würde sich das Rückgrat verrenken.

Der Beifall verklang. Die erste Rede des Abends begann. Und sie interessierte Suko und mich herzlich wenig. Der Knabe lobte die Mode in den höchsten Tönen. Für ihn schien es nichts anderes zu geben, als daß sich Frauen drei bis viermal im Jahr neu einkleideten.

Er begann in der Vergangenheit, erzählte zwischendurch einige Bonmots geschichtlicher Größen und kam sich ungemein witzig vor.

Ich hielt die Augen halb geschlossen, nippte hin und wieder an meinem Wein und ließ ansonsten den Lieben Gott einen guten Mann sein.

Die Frauen hörten genau zu, während Suko, ebenso wie ich, die Blicke durch den Raum schweifen ließ.

Sehr viel war von den Gästen nicht zu sehen. Die Strahlen der Scheinwerfer konzentrierten sich zu sehr auf die Bühne, als daß sie auch die Zuschauer noch in ihre Lichtbahnen mit eingeschlossen hätten. Die Gesichter blieben verschwommen, vielfach sah man nur helle Flecke.

Gespräche waren verstummt, hin und wieder trank jemand einen

Schluck. Reporter sah ich am Boden hocken, es herrschte insgesamt gesehen eine erwartungsvolle Atmosphäre, allerdings keine dämonische oder böse.

Befanden wir uns auf einem Irrweg? Hatten wir uns vielleicht nur eingebildet, daß diese Mannequins die Modenschau stören wollten?

Sicher, es war eine gewagte Hypothese, doch die Erfahrung lehrte, daß es gerade die gewagtesten Vermutungen waren, die oft zum Erfolg führten.

Hoffentlich auch hier…

Ich stellte es mir schrecklich vor, wenn plötzlich Mitglieder der Mordliga hier hereinplatzten und das Grauen und den Tod über die Menschen bringen würden.

»Und jetzt, Mesdames, Messieurs, will ich nicht länger mehr stören. Sie alle warten auf die vier Mannequins, um die ein so großes Geheimnis gemacht worden ist.« Er legte eine Pause ein und lächelte. »Etwas kann ich Ihnen verraten. Sie sind da, sie leben, ich habe sie gesehen. Wesen aus Fleisch und Blut, Mädchen, wie man sie nur selten zu sehen bekommt. Und sie werden Kleider vorführen, die bestimmt auch Ihren Geschmack treffen, da bin ich sicher.«

Er verbeugte sich und nahm den Beifall entgegen. Man konnte das Gefühl haben, er würde den Applaus aufsaugen wie ein trockener Schwamm das Wasser.

Der Beifall verebbte. Mit leichten Schritten verschwand der Ansager, blieb jedoch vor dem Vorhang stehen und zog die rechte Hälfte auf.

Das erste Mannequin erschien.

»Voilá!« rief er. »Das ist sie. Bitte, Beifall für unsere Freundin Violetta Valeri…«

***

Man klatschte.

Es war wie ein Orkan, der dem Laufsteg entgegenbrauste. Und das Mannequin, das dort erschien, war wirklich außergewöhnlich hübsch. Pechschwarzes Haar, ein weißes Seidenkleid, elegante Bewegungen und ein Lächeln, das wie eingefroren wirkte. Die ersten Blitzlichter zuckten auf. Mir schien es, als würde in dem Raum ein Gewitter ohne Donner herrschen.

Violetta Valeri schritt den Laufsteg entlang, wobei sie ihre Hände in die Hüften gestemmt hatte, sich wiegte, mal den Gangrhythmus wechselte, aber dabei immer ganz Dame blieb.

Der Ansager leierte seinen Spruch herunter. Das heißt, er leierte nicht, er fand für das Kleid Attribute, die man kaum in einem Wörterbuch fand. Er lobte es in den Himmel, sprach über den Schöpfer des Modells, nannte nur keinen Preis.

Violetta schwebte davon.

Als nächste kam Corinna Camacho. Eine rotblonde Tigerin, dachte ich sofort. Kühle Augen musterten die Menschen. Corinna bewegte sich lässig bis arrogant. Das paßte zu dem krebsroten Hosenanzug. Sie trug dabei einen Hut, der mich an einen aufgeklappten türkischen Fez erinnerte. Das Hütchen saß schräg, hatte einen Schleier und wirkte dadurch verspielter.

Die Gäste klatschten.

Als drittes Mannequin erschien Angie Hall. Ich kannte inzwischen die Namen, und sie wirkte mir von allen, die ich bisher gesehen hatte, am verspieltesten. Die Lockenfrisur umrahmte ein schmales Gesicht, das nur wenig geschminkt war und ein wenig bleich wirkte. Ihr Lächeln war starr, und die Augen wurden davon nicht erreicht. Angie machte auf mich einen etwas seltsamen Eindruck.

Auch sie verschwand wieder unter Beifall.

Blieb die vierte.

Karin Bergmann, von Geburt Deutsche. Sie erinnerte mich an einen Eisberg. Sie trug ein streng geschnittenes beiges Kostüm. Auf ihrem Gesicht war nicht zu erkennen, was sie dachte. Die Lippen waren zusammengepreßt und zeigten an den Seiten einen Zug nach unten.

Sie machte auf unnahbar, auf Lady.

Ich lehnte mich zurück. Die ganze Schau schien doch einen normalen Ablauf zu nehmen, wir hatten uns wohl geirrt. Sheila Conolly schien den Verdacht ebenfalls aus ihrem Kopf verbannt zu haben, denn sie saß vorgebeugt und machte Notizen.

Jane flüsterte mit Shao. Über ihre Schultern hinweg trafen sich Sukos und meine Blicke.

Der Chinese hob die Schultern. Er schien die gleichen Gedanken zu wälzen wie ich.

War wohl nichts…

Ich griff nach den Zigaretten. Es gab mehrere Durchläufe, und als erste des zweiten Durchlaufes erschien wieder Violetta Valeri. Sie trug diesmal ein graues Kostüm. Der Stoff schillerte seidig.

Über den Arm hatte sie sich einen Mantel gehängt. Das schwarze Haar war jetzt zurückgekämmt, eng lag es an ihrem schmalen Kopf.

Im Nacken bildete es einen Knoten.

Sie schritt daher wie die Königin von Saba. Dann blieb sie stehen, warf hochnäsige und spöttische Blicke ins Publikum, drehte sich und schritt wieder zurück.

Ich trank einen Schluck Wein. Allerdings hatte ich damit gerechnet, daß Violetta Valeri verschwinden würde, doch das war nicht der Fall. Sie blieb stehen und drehte den Kopf, wobei sie zum Vorhang schaute, wo noch der Ansager stand.

Der hatte seinen Arm ausgestreckt. »Achten Sie nun auf unsere Angie. Sie wird ebenfalls in einem Kostüm erscheinen, das den neuesten

modischen Pfiff besitzt.«

Angie kam auch. Allerdings nicht im Kostüm, sondern im Hosenanzug. Da hatte sich der Knabe wohl vertan, oder aber den falschen Zettel erwischt.

Angie ging auf Violetta zu. Etwa einen Schritt von ihr entfernt blieb sie stehen, drehte sich um neunzig Grad und stand jetzt so, daß beide ins Publikum schauen konnten.

»Diese wirklich fantastische Kollektion, meine Damen und Herren, können Sie als Partnerlook tragen, wenn Sie mit Ihrer Freundin ausgehen. Sie sind fast gleich gekleidet, und doch sehen Sie anders aus. Man wird Sie bewundern, man wird Sie nicht vergessen, und das ist es doch, was jede Frau will. Ich habe jetzt genug geredet, denn Violetta Valeri möchte Ihnen noch einige Worte sagen.« Der Ansager setzte sich in Bewegung und schritt auf die Frauen zu.

Lächelnd überreichte er der schwarzhaarigen Violetta das Mikro.

An den Reaktionen der anderen Gäste erkannten wir, daß dies, was hier vorging, zumindest sehr ungewöhnlich war. Am Nebentisch wurde geflüstert. Eine aufgetakelte Dame sagte: »So etwas hat es noch nie gegeben. Ein kleiner Skandal.«

»Warte erst einmal ab«, sagte eine andere.

Wir warteten.

»Ich weiß, daß es zumindest ungewöhnlich ist, wenn eines der Mannequins das Mikro ergreift«, begann die Valeri, »aber es führt kein Weg daran vorbei. Wir, das heißt, meine Freundinnen und ich, haben eine Botschaft für Sie. Eine Botschaft, über die Sie genau nachdenken sollten, denn jeder von Ihnen wird einmal vor dem Problem stehen, zu altern. Und dagegen gibt es ein gutes Mittel. Die Happy Healthy Schönheitsfarm. Sie ist es, die aus Ihnen einen neuen Menschen macht. Wenn Sie die Schönheitsfarm besuchen, werden Sie all das wiederfinden, was Sie vielleicht jetzt schon ein wenig vermissen. Jugend, Frische, Energie, Ausdauer. Kommen Sie zu uns, und merken Sie sich unsere Adresse. Es ist nicht weit von hier, einen Katzensprung sagt man wohl. Clichy erwartet Sie und dabei auch die Happy Healthy Schönheitsfarm mit all ihren sensationellen Vorteilen. Machen Sie jetzt davon Gebrauch, greifen Sie jetzt zu, und Ihr Mann wird seine jüngere Freundin sicherlich nicht mehr vorziehen.«

O Gott, Werbung! Die hatte noch gefehlt. Nie hätte ich gedacht, daß so etwas auf einer Modenschau möglich sein würde. Aber die Werbung hatte sich überall durchgesetzt.

Ich atmete tief ein. Jetzt bereute ich es wirklich, mich in diesen Raum gesetzt zu haben.

Violetta sprach weiter. Sie redete von den großen Vorzügen, und daß man auf der Schönheitsfarm die ewige Jugend zurückerhalten könnte.

Ewige Jugend?

Bei diesen beiden Worten zuckte ich regelrecht zusammen.
Moment, das kannte ich doch. Ich hatte bereits Gruppen oder Frauen erlebt, die sich die ewige Jugend kaufen wollten, indem sie mit dem Satan einen Pakt abschlossen.
Sollte es hier auch der Fall sein?
Ich schaute wieder auf.
»Wer von Ihnen hat den Mut, uns auf die Schönheitsfarm zu begleiten?«
Niemand rührte sich.
Jemand aus dem Publikum rief: »Machen Sie weiter! Wir sind hier nicht auf einer Werbeveranstaltung. Das ist doch die Höhe!«
Beifälliges Gemurmel wurde laut. Auch Sheila regte sich auf. Sie hatte sich wirklich etwas anderes davon versprochen, und Jane Collins stimmte ihr zu.
Ich hob meinen Blick und sah mir wieder die beiden Mannequins an. Noch immer standen sie nebeneinander. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Groß kamen mir die Augen vor. Die Brauen erinnerten mich an Balken.
»Niemand?« fragte die Valeri. »Findet sich denn niemand bereit, uns zur Schönheitsfarm zu begleiten?«
»Hören Sie auf!«
»Nein, Monsieur«, erwiderte sie kalt. »Wir fangen erst an. Wenn Sie nicht freiwillig mitkommen, müssen wir nachhelfen.« Und während sie dies sagte, zeigte sie ein Lächeln.
Dazu mußte sie den Mund öffnen.
Vielleicht hatten es die anderen auch gesehen und hielten es für eine Täuschung.
Ich jedoch nicht. Deutlich erkannte ich die beiden Vampirzähne im Oberkiefer der Frau…

***

Suko saß zu ungünstig. Er hatte die beiden Mannequins zwar gesehen, da sich Shao jedoch in diesem Augenblick bewegte, geriet sie mit ihrer Haarpracht in sein Blickfeld.
Ich sprang auf.
Das geschah so heftig, daß der Stuhl zurückflog und zu Boden polterte. Einige Gäste schauten erschreckt, manche sogar bösartig und etwas verstört.
Ich ließ mich nicht beirren. Was ich gesehen hatte, das hatte ich gesehen.
Zum Glück saßen wir nahe der Bühne. Ich brauchte nur um den Tisch herum, gab mir selbst Schwung und jumpte mit einem Satz auf den Laufsteg.
Beide Mannequins blickten überrascht. Aus dem Publikum wurden

Protestrufe laut, die mich nicht weiter störten, denn ich zog blitzschnell mein Kreuz. Zum Glück verhakte es sich nicht am Kragen, so daß ich es im Licht der Scheinwerfer aufblitzen sah.

Violetta Valeri, von der ich annahm, daß es sich um eine Wiedergängerin handelte, sah das Kreuz.

Wie unter einem Stromstoß stehend, reagierte sie. Ihre Augen weiteten sich, für einen Moment tanzten darin winzige Funken, dann verzog sich ihr Gesicht voller Panik, und der Mund bildete dabei einen offenstehenden Halbmond.

Im nächsten Moment kreischte sie auf. Es hörte sich an wie der schrille Ton einer Sirene, er gellte mir in den Ohren, und ich wuchtete mich vorwärts.

Ein Sieg wurde es nicht. Denn Violetta Valeri reagierte fast traumhaft sicher. Sie packte hart zu, bekam Angie Halls Hüften zu fassen und schleuderte das Mannequin auf mich zu.

Ein für sie glücklicher Zufall wollte es, daß Angie nicht gegen meine rechte Seite prallte, denn in der rechten Hand hielt ich mein Kreuz. Sie kreiselte nach links, wollte noch nach mir schlagen, doch der Steg war auf einmal zu schmal. Sie trat nach hinten, fand für den Fuß keinen Halt mehr und fiel.

Rücklings kippte sie auf einen Tisch. Dort riß sie einen Sektkübel um und die dazugehörenden Gläser.

Die meisten Gäste waren aufgesprungen. Auch Suko.

Und der Ansager stand noch immer auf dem Laufsteg. Er fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum, wußte nicht, was er sagen sollte, und sah sich plötzlich Violetta Valeri gegenüber, die in ihm eine ausgezeichnete Geisel sah.

Bevor sich der Mann versah, hatte sie ihn herumgerissen, ihre linke Hand in seine Haare gekrallt und den Kopf nach hinten gezogen, wobei sich das Fleisch an seinem Hals straffte und die Valeri sich mit ihren spitzen Vampirzähnen nur um eine Winzigkeit von der hellen Haut entfernt befand.

»Einen Schritt weiter, und ich beiße zu!«

Der Befehl klang mir entgegen, und ich blieb stehen. Das konnte ich mir erlauben, denn ich war nicht allein gekommen, ich wußte Suko in meiner Nähe. Er konnte sich in den Rücken der Vampirfrau schleichen und dort…

Meine Gedankenkette riß, denn ich hatte einen raschen Blick nach links geworfen, in den Raum hinein.

Die Gäste waren aufgesprungen, sicher, sie wollten zur Tür, nur stand dort jemand, den ich verdammt gut kannte und der niemanden aus dem Raum lassen würde.

Tokata, der Samurai des Satans!

***

Er hatte sich ebenfalls eine Geisel genommen. Es war eine ältere Frau. Mit einem Arm hielt er sie gepackt und hatte die Hand so gebogen, daß die Klinge des mörderischen Schwerts dicht vor ihrer Kehle lag. Eine winzige Bewegung nur, und die Frau war tot.

Das wußte Suko, das wußten die anderen. Sie standen auf dem Fleck, wie zu Salzsäulen erstarrt. Und sie wagten nicht einmal, den kleinen Finger zu rühren.

Es wurde still.

Doppelt laut hörte sich das Lachen der Untoten an, als sie sich zurückzog. »Du bekommst mich nicht!« flüsterte sie heiser. »Niemals wird dein verfluchtes Kreuz mich berühren, denn wir sind stärker als ihr alle zusammen.«

Ich wagte es nicht. Nein, Freunde, ich konnte es nicht riskieren.

Die Untote würde zubeißen, und dann war es um den Ansager geschehen. Er hatte keine Chance, ihren tödlichen Zähnen zu entgehen. Deshalb mußte ich nachgeben.

Aber ich ging vor. In dem gleichen Tempo, mit dem sich die Untote zusammen mit ihrer Geisel zurückzog.

Das schien ihr egal zu sein, auf jeden Fall unternahm sie nichts, um mich zu stoppen.

Noch schrie niemand, noch war es still. Und deshalb hörte ich das Zischen, das plötzlich um mich herum war und aus zahlreichen Düsen zu kommen schien. Gas!

Ich roch es kaum, es war fast geruchlos, aber eben nur fast.

Zudem spürte ich bereits die Wirkung. Die Wiedergängerin und ihre Geisel verschwammen vor meinen Augen. Ich sah plötzlich ein doppeltes Bild, das sich jedoch wieder zusammenfügte, denn ich hatte gut reagiert und die Luft angehalten.

Polternd fiel ein Tisch um. Den ersten Mann hatte das Gas voll getroffen. Die Wirkung riß ihn von den Beinen, und als wäre dies ein Zeichen gewesen, so fielen auch die anderen zu Boden.

Pudding in den Beinen. So fühlte ich mich auf einmal. Das Stehen fiel mir schwer, es bereitete mir ungeheure Mühe, mich zu halten, und dann erfaßte mich bereits der erste Schwindel.

Ich kippte nach links und sah, wie die Untote mit ihrer Geisel hinter dem Vorhang verschwand.

Dann hörte ich einen Schuß!

***

Auch Suko war, wie die anderen Gäste, von dem hereinströmenden Gas überrascht worden. Doch der Chinese war es gewohnt, flexibel und innerhalb weniger Augenblicke zu reagieren.

»Haltet die Luft an!« zischte er den Frauen zu.

Jane, Sheila und Shao schauten Suko an. Sie begriffen im ersten

Augenblick nicht, und Suko mußte seinen Befehl wiederholen.

Zu spät.

Sheila Conolly verdrehte bereits die Augen. Nur noch mit Mühe konnte sie sich am Tisch festhalten. Suko wollte sich um sie kümmern, wurde jedoch abgelenkt, denn auf dem Laufsteg kämpfte John Sinclair gegen den weiblichen Vampir, der ihm soeben das andere Mannequin entgegenschleuderte und selbst die Flucht ergriff.

Angie fiel auf einen in der Nähe stehenden Tisch. Der kippte um, Flaschen und Gläser rutschten herab, zerbrachen und liefen aus.

Aber Angie stand auf.

Plötzlich hielt sie eine Flasche in der Hand. Angies Augen waren seltsam verdreht, der Mund stand halboffen, das Gas machte ihr nichts aus, und Suko erkannte die Situation genau richtig.

Diese Angie war kein normaler Mensch, sondern ein Zombie.

Sie schwang den rechten Arm zurück, um auszuholen, damit sie die Flasche auf Janes Kopf schmettern konnte.

Mit einer gleitenden Bewegung zog Suko seine Waffe. Bevor Angie dazu kam, die Flasche nach unten zu wuchten, hatte er schon geschossen.

Das geweihte Silbergeschoß hieb genau ins Zentrum!

Der weibliche Zombie wurde zurückgestoßen. Er riß die Arme hoch und fiel zwischen die Stühle, die er kurzerhand zu Boden riß und in verrenkter Haltung liegenblieb.

Suko wirbelte herum. Natürlich hatte auch er Tokata gesehen und ebenfalls die Geisel. Er wollte etwas tun, als er sah, wie Shao, Jane und Sheila taumelten. Sie hatten die Hände gegen ihre Hälse gepreßt, die Augen weit aufgerissen, und Sheila fiel als erste.

Suko wußte nicht, wen er zuerst auffangen sollte, so daß die anderen beiden ebenfalls zu Boden sanken.

Dann war er an der Reihe.

Seine Beine knickten ein, Schwindel erfaßte ihn, und er brach zusammen.

Die Schatten der Bewußtlosigkeit kamen und wurden länger und länger…

***

Auch ich taumelte, aber ich fing mich wieder.

Dem weiblichen Vampir machte das Gas nichts aus. Ich sah die Untote zurückweichen, hinein in einen großen Raum, wo sich die Mädchen umgezogen hatten, denn die Kleider lagen überall verstreut. Auf Stühlen, auf Schminktischen, auch auf dem Boden.

Und dann biß sie zu.

Verdammt, sie hackte vor meinen Augen ihre beiden Zähne in den Hals des Mannes, wo das Blut heraussprudelte und von Violetta

getrunken wurde.

Ich griff zur Beretta, aber meine Bewegungen waren viel zu langsam. Wie das berühmte Schilfrohr im Wind schwankte ich, alles drehte sich vor meinen Augen, und ich mußte mir die bittere Niederlage eingestehen.

Das Schlimmste kam noch.

Plötzlich wurde mir gegenüber eine Tür geöffnet, und über die Schwelle trat eine Frau, die ich verflixt gut kannte.

Lady X!

Sie lachte. Dumpf vernahm ich es, und als sich ihr Gesicht zu einem diabolischen Lächeln verzog, da verschwamm die Gestalt vor meinen Augen, so daß ich das Gefühl hatte, eine hin- und herschwingende Gummipuppe zu sehen.

Nur trugen Gummipuppen keine Maschinenpistolen. Sie jedoch hatte eine und legte auf mich an…

»Endlich, Sinclair, endlich…«

ENDE des ersten Teils